
PAZIFIK- INFORMATIONSTELLE

Hauptstraße 2
8806 Neuendettelsau
F. R. Germany



Dossier Nr.18

"Mein Ziel wäre Partizipation" –
Erlebnisse und Gedanken mitausgereister Ehefrauen
kirchlicher Mitarbeiter (PNG)

Autoren: I.Böttcher, P. Breddin, A. Brinckmeier, C. Fugmann, E. Hauenstein, A.
Rieke, L. Strauß, G. Zimmermann

Vorwort: B. Dietzfelbinger

Datum: Februar 1992

Vorwort	Barbara Dietzfelbinger	Seite 1
Plötzlich war ein Gespräch möglich - Brief von der Au- ßenstation in Bena	Ingrid Böttcher	Seite 2
Mein Ziel wäre Partizipa- tion - Als Missionarsfrau in der Küstenstadt Lae	Ingrid Böttcher/ Bärbel Baum	Seite 6
... in allen ihren Sprachen	Anne Brinckmeier	Seite 10
Außenstationserlebnisse, -begegnungen, -gedanken einer mitausreisenden Ehefrau	Anne Riecke	Seite 13
Gedanken einer mitaus- reisenden Ehefrau	Liesel Strauß	Seite 18
Freundin und Fremde zugleich	Elfriede Hauenstein	Seite 21
Schritte aufeinander zu	Christa Fugmann	Seite 24
Gedanken über einen Missionsdienst in Papua- Neuguinea von Sept. 87 - Juni 90	Phyllis Breddin	Seite 30
Anhang:		
Wiedereinstieg	Gabriele Zimmermann	Seite 33

Wie im Vergrößerungsglas ...

Der Impuls zu den sechs Frauenberichten aus Übersee ging von einem Interview aus, das Bärbel Baum mit Ingrid Böttcher in Lae, Papua Neuguinea, führte.

Ingrid Böttcher hatte sich 1987 entschlossen, mit ihrem Mann und zwei Kindern nach Papua Neuguinea zu gehen. Ähnlich beginnen die Geschichten der anderen Frauen. Irgendwann hatte ein Paar sich entschieden, den europäischen Arbeitsplatz mit einem Arbeitsplatz im Süd-Pazifik zu vertauschen. Für die Ehefrauen heißt es fast immer, den hiesigen Familienbetrieb aufzugeben, lange Zeiten aus dem Koffer zu leben und in einer fremden Kultur sich neu einzurichten. Der ohnehin anstrengende Arbeitsalltag einer Familienfrau verlagert sich von Europa nach Übersee, allerdings unter erschwerten Bedingungen.

Wie durch ein Vergrößerungsglas Konturen, Linien und Farben deutlich sichtbar hervorgehoben werden, so treten vor dem Hintergrund der fremden Kultur positive und negative Seiten einer vertrauten Frauenrolle ans Tageslicht und ins Bewußtsein. Mitausgereiste Ehefrauen sehen sich einer Frage gegenüber, der sie sich im Herkunftsland nicht unbedingt stellen müssen: Wer bin ich - was erwarte ich von meinem Partner - wie weit identifiziere ich mich mit dem beruflichen Engagement meines Partners - was will ich eigentlich hier? Es bieten sich einfach weniger Fluchtwege, Antworten auszuweichen.

Frauen begegnen einer fremden Kultur. Sie erfahren dabei schmerzlich ihre äußeren und inneren Begrenzungen, sei es die Hautfarbe, der Reichtum, Grenzen der Verständigung und eigenes Unvermögen. Sie erfahren andererseits beglückend, wie brachliegende Fähigkeiten aktiviert, neue Einsichten erworben werden und ein Weltverständnis sich verändert.

Wenn viele Frauen im nachhinein erzählen, die Jahre in Übersee seien eine große Bereicherung gewesen, dann mag das wohl seinen Grund nicht zuletzt darin haben, sich selbst als eigenständig gestaltende Person in der Fremde erfahren zu haben.

Wie individuelle Lösungsversuche aussehen, zeigen die nachfolgenden Beiträge.

Barbara Dietzfelbinger
Frauenbeauftragte des
Missionswerkes der Evang.Luth.
Kirche in Bayern

Vorwort	Barbara Dietzfelbinger	Seite 1
Plötzlich war ein Gespräch möglich - Brief von der Au- ßenstation in Bena	Ingrid Böttcher	Seite 2
Mein Ziel wäre Partizipa- tion - Als Missionarsfrau in der Küstenstadt Lae	Ingrid Böttcher/ Bärbel Baum	Seite 6
... in allen ihren Sprachen	Anne Brinckmeier	Seite 10
Außenstationserlebnisse, -begegnungen, -gedanken einer mitausreisenden Ehefrau	Anne Riecke	Seite 13
Gedanken einer mitaus- reisenden Ehefrau	Liesel Strauß	Seite 18
Freundin und Fremde zugleich	Elfriede Hauenstein	Seite 21
Schritte aufeinander zu	Christa Fugmann	Seite 24
Gedanken über einen Missionsdienst in Papua- Neuguinea von Sept. 87 - Juni 90	Phyllis Breddin	Seite 30
Anhang:		
Wiedereinstieg	Gabriele Zimmermann	Seite 33

Plötzlich war ein Gespräch möglich

Brief von der Außenstation in Bena

Nirgends habe ich das Spiel von Licht und Schatten so intensiv erlebt wie hier. Die unendliche Faltung der Berge bricht das Licht ebenso oft und erzeugt immer wieder neue Farbtöne: Ausdruck unseres Lebens. Jeder Versuch, es in Worte zu fassen, kann nur ein vorläufiger, unvollständiger, wenn nicht gar aussichtsloser sein. Jede Aussage ist möglich und richtig, aber zugleich gibt es eine Vielzahl anderer, die ebenso möglich und richtig sind.

Vor eineinhalb Jahren haben wir Deutschland verlassen. Der Abschied war schmerzlich, doch die Neugier, Freude, Spannung auf das Neue war groß. Wie ein Stock in einem Wasserfall wurden wir, einmal reingeworfen, mitgenommen, fortgerissen, in die Tiefe geschleudert. Unten angekommen, wartete aber nicht der ruhige Lauf des Wassers, sondern der Strudel. Und in diesen Sog fühlten wir uns geworfen, manchmal daraus auftauchend, immer wieder meined, jetzt hätten wir es geschafft, um so erbarmungsloser, wieder alle Orientierungen zu verlieren.

Es liegt nahe, dies auf die fremdartige Landschaft, das ungewohnte Klima, die fremde Sprache, die uns zugängliche Kultur zurückzuführen. Allerdings haben wir manches gewußt, vieles gelernt, uns an einiges gewöhnt, anderes mit der Zeit auch schätzen gelernt, das meiste akzeptiert. Für mich reichen diese Faktoren nicht aus, um das Gefühl des Hineingeworfenseins wirklich befriedigend zu erklären.

Meine Enttäuschung besteht ehrlicherweise darin, daß viele Probleme gar nicht so anders sind als in Deutschland. Auf das ganz Fremde waren wir gefaßt, aber auf die ständige Konfrontation mit dem Alltäglichen?

Das Wichtigste hier ist Geld - aber ist das bei Euch anders? Persönliche Gefühle wie Eifersucht, Neid, Haß, Ablehnung, Machtstreben bestimmen die Arbeit und das Zusammenleben mehr als all die frommen Floskeln, die immerzu auf den Lippen getragen werden - aber ist das etwas Neues?

In Deutschland sind wir es allerdings gewohnt, daß Probleme sich nur verschleiert zeigen. Sie sind verborgen hinter einer gut funktionierenden Organisation, erhabenen Theorien, gesittetem Benehmen. Hier treten sie einem mit einer unverhüllten Brutalität und Direktheit entgegen, die mich immer wieder fassungslos macht.

Eine andere Schwierigkeit liegt darin, daß es keine Möglichkeit gibt, dem Status als Missionsangehöriger zu entfliehen. Alle Bekannten arbeiten "in der Mission", Freizeit verbringt man in Anlagen "der Mission", Gesprächsthemen sind "die Mission", Niu-ginis ordnen einen ein in die Reihe der "Missionare". Unser Lebenszirkel ist eng und begrenzt: "Mission" - aber war es in Deutschland wirklich so anders, wenn ich stattdessen "Kirche" denke? Auch die Leute um uns helfen da zunächst nicht. Sehen wir

nur ihr "Missionsgesicht", macht sich "Mission" auch in unserem Innern breit? Wir verlieren den Kontakt zu allem, was wirklich ist, den sozialen Problemen, Politik, Welt. - Ja es ist wirklich so: soziale Probleme, Alkoholismus, ekzessives Kartenspielen um hohe Summen, Kriminalität z. B. werden oft einfach mit "wahrem Christentum" bekämpft, Ursachen bleiben vage. Das Problem für uns besteht in der Anpassung, Selbstaufgabe und -einschränkung. Unsere Einsamkeit mit unseren Fragen ist auf jeden Fall schmerzlicher, als wir es zu Hause empfunden haben. Eine dritte Schwierigkeit entsteht aus der hohen Gewaltkriminalität (Raub, Vergewaltigung, Mord) in Papua-Neuguinea. Was es bedeutet, wenn Vergewaltigung nicht nur in der Bildzeitung passiert, sondern Nachbarinnen, Freundinnen und morgen vielleicht auch mich betrifft, darüber hatte ich in Deutschland keinerlei Vorstellungen. Es heißt, keinen Schritt alleine gehen, bei Einbruch der Dunkelheit um 18 Uhr nicht mehr das Haus verlassen, Gitterstäbe vor den Fenstern, jedem Fremden mißtrauen, immer auf der Hut sein.

Einen letzten Punkt möchte ich noch beschreiben, eine Schwierigkeit, die mich als mitausreisende Ehefrau betrifft. In der BRD bist Du als Frau in der Kirche auch ein Nichts, aber die Möglichkeit besteht, Deine Identität außerhalb der Kirche aufzubauen. Und wenn es stimmt, daß Identität aus Deiner Geschichte und aus Interaktion entsteht, dann passiert durch den Wechsel hierher ein totaler Identitätsverlust. Denn meine Geschichte ist niemandem mitteilbar, und Personen, die identitätsstiftend sein können, sind erstmal nicht vorhanden. Ich habe das ganze erste Jahr hindurch nur aus Reinhardts Blickwinkel geschaut, seine Gedanken gedacht, seine Fragen gestellt. Er hat sich orientiert, meine Interessen, Fragen kamen nicht vor. Das Maß an Schmerz, Verwirrung, harter Arbeit, bis ich wieder einigermaßen festen Boden unter den Füßen hatte, ist wahrscheinlich niemandem zugänglich.

Nachdem ich Euch meine Schwierigkeiten zugemutet habe, will ich auch meine persönlichen Lösungsstrategien darstellen, mit denen es mir gelang, mich trotzdem über Wasser zu halten, ja sogar Identität und Autonomie zu gewinnen, verbunden mit Freude an unserem Hiersein. Neben Brotbacken, Hühner, Enten, Hund und Katze versorgen, und unser Haus, unsere Fliehbürg für Privatheit gemütlich machen, muß ich das regelmäßige Treffen von deutschen Frauen als wirkliche Hilfe nennen. Aber der wichtigste Schritt war: ich habe unser Haus verlassen und habe Menschen gesucht, Niuginis, Männer, Frauen, Schwestern, Brüder. Schließlich war das auch der Grund, weshalb wir hierhergekommen sind. Es mag vielleicht unglaublich, ungeheuerlich klingen, aber es ist gar nicht so einfach, diese Menschen wirklich zu finden, ihnen zu begegnen. Zuviel trennt uns: unsere weiße Haut, unser Reichtum, unser Komfort, Luxus, aber auch unser Sendungsbewußtsein, Hilfsgehab, Hörunfähigkeit. Die Niuginis begegnen uns vielfach als Marionetten, die genauso reagieren, wie wir sie haben wollen. Ihr Leben spielt sich abseits ab, da, wo wir normalerweise nicht hinkommen, sowohl räumlich als auch im übertragenen Sinne. Wer

von den Weißen kennt schon die wunderschönen versteckten Waschplätze, Höhlen als Versteck vor den Feinden, Jagdwege im Busch. Ich versuche, jede Gelegenheit wahrzunehmen, mit ihnen alltägliche Wege zu gehen, alleine das ist schon eine erhabene Erfahrung. Als nächsten Schritt habe ich mich ihnen zugemutet, wie ich bin. Ich habe meine wohleinstudierte Rolle verlassen, habe aufgehört, die ewig lächelnde, glückselige, alles spendende, glaubensstarke weiße Missionsfrau zu spielen. Ich habe den Niuginis meine Zweifel, Ängste, Unsicherheiten, Beschränkungen zugemutet und eine Schleuse geöffnet. Plötzlich war ein Gespräch möglich; ich war ansprechbar geworden für ihre Ängste, Zweifel, Fragen. Sie teilten sie mir mit in der Form von Geschichten aus ihrer Lebenssituation: von Schweinen, Männern, Kindern, Geld, Verwandten.

Dann habe ich mich getraut, gut und böse zu unterscheiden, nachdem sie sich auch mir zugemutet hatten. Auch das war für mich ein wichtiger Schritt, hier anzukommen, Fuß zu fassen. Ich fürchte nämlich, in mir steckt noch eine gehörige Portion Rassismus. Um diesen aber nicht zum Zuge kommen zu lassen, war mir erst mal alles, was Niuginis sagten, taten, heiliges Gesetz. Der Frust blieb dabei natürlich nicht aus - wenn etwa aller Abfall einfach in die Landschaft geworfen wird, jeder Baum mit dem Buschmesser abgehackt, Streit, Niedertracht sichtbar wird. Was tun mit dem "edlen Wilden" mit überirdischen Mächten? Enttäuschung tut not, um wirklich den Menschen gerecht zu werden. Als Konsequenz weiß ich jetzt auch, daß ich mit einigen Leuten keine oder wenig Verbindung habe, mit anderen dagegen viel. Für mich sehr angenehm ist z. B. ein Mann, den ich als Freund bezeichnen würde, den interessiert, was ich tue, der mich teilhaben läßt an seinem Leben, den ich alles fragen kann. Vor allem der letzte Punkt ist ungeheuer wichtig. Konnte ich in Deutschland beim Nachdenken über die "Welt" doch immer von meiner Situation und Erfahrung ausgehen, dieser Weg ist hier versperrt. Ich habe nur soweit Zugang zu ihrem Leben und ihrer Kultur, als die Niuginis bereit sind, mich daran teilhaben zu lassen. Ich schätze es als ein großes Geschenk, daß mich die Frauen eines Tages zu einem traditionellen Markt, tief im Busch, mitgenommen haben; abseits der Märkte, entlang den Straßen, wo Markt noch auf traditionellen Austauschbeziehungen beruht: "In der endlosen Trockenzeit letzten Jahres kriegtet ihr Kaukas, dafür liefert ihr uns im nächsten Jahr Erdnüsse". Ein anderes großes Erlebnis war es, in Goroka mit den Frauen am Markt auf dem Boden zu sitzen, um die Orangen aus unserem Garten zu verkaufen. Das schaffte Vertrauen, Nähe, Gesprächsbereitschaft.

Ein Traum ist in Erfüllung gegangen, als sie mich mitnahmen zur traditionellen Initiationsfeier zweier Mädchen im Nachbardorf. Diese Erfahrung zu beschreiben würde einen eigenen Brief erfordern. Auf jeden Fall bin ich eine ganze Nacht mit ihnen bis zum Morgen und einen Tag gesessen.

Das waren die Glanzpunkte. Viele aufregende Ereignisse gruppieren sich darum herum.

Für mich ist das Finden von Menschen jenseits ihres "Missionsgesichtes" eine sehr befriedigende Tätigkeit, wo ich selbst sein kann, meine Fragestellungen und Interesse einbringen, meine Beziehungen pflegen, meine Anerkennung bekommen kann und ich die Zuwendung, die ich brauche, von den Menschen in überreichem Maße geschenkt erhalte. Allerdings habe ich den Leuten immer noch nichts beigebracht, keine Kurse gegeben, keine Bibelarbeit gehalten. Ich bin jemand Außenstehendes. Wollen die Menschen mir ihr Leben erklären, müssen sie erst ein Bewußtsein davon erlangen, in meinen Augen eine sinnvolle Arbeit. Zum anderen stelle ich die Fragen, und ich versuche, nur im äußersten Falle Antworten zu geben.

Aber der Stock, von dem ich eingangs sprach, treibt schon wieder im Wasser; ich höre schon das Toben des nächsten Wasserfalles. Reinhardts Wunsch gemäß werden wir Weihnachten nach Lae an die Küste übersiedeln, wo er Lehrer an einer Ausbildungsstätte für Pfarrer werden wird. Als treue Ehefrau werde ich natürlich mit ihm ziehen.

Ingrid Böttcher

Mein Ziel wäre Partizipation

Als Missionarsfrau in der Küstenstadt Lae

Bärbel:

Ingrid, Deinen Brief von der Außenstation in Bena zu lesen hat mich glücklich gemacht. Ich bewundere Dich, weil es Dir gelungen ist, Beziehungen zu den Niuginis aufzubauen. Wie geht es Dir denn jetzt, nach dem Umzug nach Lae in die Stadt? Bestehen die alten Beziehungen weiter, und konntest Du hier schon neue Bekanntschaften machen?

Ingrid:

Als ich nach Bena kam, war ich auf das Fremde gefaßt und neugierig und bereit, mich darauf einzulassen. Die Möglichkeiten zum Dialog ausprobieren und die interkulturellen Verständigungsschwierigkeiten dabei nicht ausblenden, das ist, wenn Du so willst, mein Verständnis von Mission. Und das ist mir in Bena tatsächlich ein Stück weit gelungen. Wir werden ja immer noch sehr oft zu allen möglichen Gelegenheiten dorthin eingeladen und bekommen sehr oft Besuch von Niuginis aus Bena. Solche Beziehungen konnten nur entstehen, weil wir als einzige Weiße inmitten von lauter Niuginis wohnten und ohne ihre liebevolle Unterstützung im Alltag nicht hätten bestehen können. Aber hier in Lae, auf dem umzäunten Gelände des Seminars, fühle ich mich wie in einem deutschen Villenviertel und sehe keine Ansatzpunkte für solche Freundschaften wie in Bena. Die Lehrer mit ihren Familien sind vorwiegend Weiße, und bei den Niuginis, den Studenten, bin ich nicht gefragt. Deren Dialogpartner ist, wenn überhaupt, mein Mann, ihr Lehrer. Ich finde hier für mein Bedürfnis nach Dialog keinen neuguineischen Partner.

Bärbel:

Das ähnelt meiner Erfahrung bei der NFIP-Konferenz: es fragte mich keiner, was wir in Deutschland für Pazifikarbeit machen, oder gar, wie ich persönlich dazu komme. Es interessierte sich einfach keiner dafür.

Ingrid:

Genau. Die intellektuelleren Niugini-Frauen sind inzwischen stolz darauf, ihre Sachen ohne weißen Einfluß regeln zu können - meine Freundin z. B. stößt bei ihrem Bemühen, in einer hiesigen Solidaritätsgruppe mitzumachen, auf eisige Ablehnung. Und die Zeiten sind ganz einfach vorbei, in denen die Frauen von den Missionaren in die Settlements gegangen sind und den Niugini-Frauen "geholfen" haben, ihnen z. B. Kochen beigebracht haben. Nicht nur, daß da keiner auf meine weiße Weisheit wartet. Nicht nur, daß es inzwischen genügend ausgebildete, einheimische

Arbeitskräfte gibt. Nicht nur, daß die Sicherheitslage es mir hier in der Stadt verbietet, einfach in ein Settlement zu gehen. Nein, vor allem: ich sehe nur allzu deutlich, daß ich mit allem, was ich den Niuginis "bringe", bei ihnen nur neue Bedürfnisse wecke, einen Markt für Konsumgüter auf tue und dazu beitrage, die alteingesessenen Überlebensstrategien und Alltagsfähigkeiten zurückzudrängen. Da muß ich wohl oder übel in meinem komfortablen, gemütlichen Missionarshaus bleiben. Das wird mir manchmal regelrecht zum Gefängnis.

Bärbel:

Wenn das so ist: Warum seid ihr dann überhaupt hier in Lae?

Ingrid:

Reinhard mit seiner theologischen Leidenschaft und seinem wissenschaftlichen Interesse hat hier in der Pastorenausbildung möglicherweise wirklich etwas einzubringen. Er wird gebraucht, bilden wir uns ein, obwohl wir auch das immer wieder zu hinterfragen versuchen. Auf jeden Fall macht die Arbeit mit den Studenten Reinhard sehr viel Spaß. Aber das hat natürlich mit meiner Lage als mitausreisende Ehefrau nichts zu tun. Meine Versuche im Dialog in Bena waren aus amtlicher Sicht rein privat. Wo sie nun wegfallen, spüre ich um so deutlicher: ich bin nicht nur bei den Niuginis nicht gefragt, ich bin bei keinem gefragt. Weder die hiesige Kirche noch das Bayerische Missionswerk fragen meine Erfahrungen an. Wohl interessiert sie meine Arbeitskraft. Ich hole ständig Gäste vom Flugplatz ab. Mein Haus ist selbstverständlich Gästehaus mit Familienanschluß, was mir übrigens auch die benötigten intellektuellen Impulse bringt. Weil es ringsum keine professionelle Hilfe gibt, arbeite ich als Psychologin, Ärztin, Seelsorgerin für die Familie und andere Überseemitarbeiter. Die besonders emotionale Begabung der Frau wird vorausgesetzt. Meine Arbeitskraft ist also gefragt, aber ich habe keine Rechte, keine meiner Fähigkeiten entsprechende Berufstätigkeit, keinen Vertrag, keine Mitbestimmung.

Bärbel:

Pfarrfrau eben.

Ingrid:

Ja, aber verschärft, denn ich kann hier in Papua-Neuguinea nur sehr schwer in den außerkirchlichen Bereich ausweichen. Die Monate, die ich unterrichten konnte, waren ein außerordentlicher Glücksfall, und da ging es mir gleich ganz anders. Wenn ich aber auf den kirchlichen Bereich beschränkt bin, kränkt es mich, wenn meine Kirche mich als Subjekt nicht ernstnimmt, wenn statt der vielbeschworenen Geschwisterlichkeit Machtstrukturen herrschen.

Bärbel:

Hast Du denn wenigstens Geschwister, Gesprächspartnerinnen unter den anderen Ehefrauen?

Ingrid (lacht):

Ja, ja, ich mache es oft genug wie die Hausfrauen in Deutschland auch und gebe mich mit geselligen Kontakten zufrieden und verzichte auf meinen Anspruch, mitzugestalten. Übrigens wundere ich mich nicht, wenn ich die gleichen Erfahrungen mache wie Frauen in Deutschland, obwohl ich am anderen Ende der Welt lebe. Ich bleibe ich. Das zu akzeptieren, dazu mußte ich manche Illusionen über Bord werfen. Die Bilder aus dem Missionsblättchen zu Hause hatten mir suggeriert, in PNG würde ich automatisch einfacher leben. Beim Packen meiner Sachen habe ich die Kuchenplatte beiseite gelegt, weil ich innerlich darauf eingestellt war, die nächsten Jahre ohne Süßes auskommen zu müssen. Dabei haben wir nie so viel gebacken wie hier.

Wir fahren zwar über abenteuerliche Schlamwege, aber wir haben dafür auch einen Geländewagen. Und den brauchen wir auch; ich bin nämlich keine Niuginifrau, die ihre Sachen vom Markt kilometerweit durch die Sonne nach Hause schleppen kann. Wir haben Strom, einen Gefrierschrank, ein Klavier, kaufen Pfälzer Leberwurst. Ich freue mich über meine Waschmaschine, die mir gerade jetzt die Zeit schenkt, mit Dir zu sitzen und zu reden. Ich wäre zu Hause in Deutschland auch nicht auf die Idee gekommen, die große Wäsche mit der Hand zu waschen.

Bärbel:

Ich fände es auch ungerecht, wenn Dir hier etwas abverlangt wäre, was von mir in Deutschland auch nicht verlangt wird. Aber der Wunsch nach einfacherem Lebensstil, ist er nicht auch berechtigt?

Ingrid:

Keine Frage, Du weißt ja, wie ich über Konsumzwänge denke. Du siehst auch, ich habe mein alternatives Kochbuch mit hierhergenommen. Aber langsam reagiere ich allergisch auf den Ausdruck alternativer Lebensstil. Damit sind Ansprüche benannt, die ich nie werde erfüllen können. Habe ich es geschafft, Vegetarierin zu werden, so fahre ich doch noch ein Auto. Habe ich auch das Auto abgeschafft, so leiste ich mir doch noch einen Familienurlaub in Australien. So kann es immer weitergehen, ich opfere immer mehr und behalte doch ein schlechtes Gewissen. Da stimmt was nicht. Richtig schlimm ist für mich diese Forderung nach alternativem Lebensstil, wenn sie mir vom Missionswerk entgegengehalten wird, mit dem Unterton: "Sei bescheidener, denn dies oder jenes haben die Niuginis auch nicht". Da wird die Sensibilität meines Gewissens mißbraucht, um Geld zu sparen. Dann werden meine subjektiven Grenzen, mich zu ändern, nicht ernstgenommen. Und wenn ich anfangs, mich aufzuopfern, dann finde ich meinerseits wieder Opfer meiner Ängste und Aggressionen.

Bärbel:

Ich muß aber doch noch mal nachfragen: Machen Dir nicht die Niuginifrauen ein permanentes schlechtes Gewissen?

Ingrid:

Welche Niuginifrauen meinst Du? Die reichen, oder die aus den Settlements? Ich kenne nur die Frauen aus Bena. Die jedenfalls erwarten von mir keinen alternativen Lebensstil, sondern wollen, daß ich mit ihnen teile. Wobei das Teilen nicht mit dem Austeilen verwechselt werden sollte. Z. B. machten wir bei jeder Gelegenheit ein Mumu (traditionelle Zubereitungsart von Festessen im Erdofen). Die Niuginis brachten aus ihren Gärten Süßkartoffeln und Gemüse, und ich steuerte aus der Stadt einen 25-kg-Karton Fleisch bei. Durch die gemeinsame Freude beim Vorbereiten, Sitzen und Essen konnten Beziehungen entstehen und die Voraussetzung für Vertrauen und Dialog geschaffen werden. Im Endeffekt war die gemeinsam verbrachte Zeit wichtiger als der eingebrachte materielle Wert.

Bärbel:

Meinst Du, diese Erfahrungen sind das, was man unter dem Stichwort Partnerschaft in der Mission versteht?

Ingrid:

Ich persönlich gebrauche das Wort nicht gern. Die Niuginis in Bena, an der Basis der hiesigen Kirche sozusagen, gebrauchen sowieso immer noch den Ausdruck "Mama Church" für die bayerische Kirche. Und mich erinnert Partnerschaft so an Geschäftspartner: Partner zum optimalen gegenseitigen Vorteil also. Meine Fragen: welche Vorteile haben das Missionswerk und die hiesige Kirchenhierarchie, welche Vorteile hat die Basis, hat der Missionar? Mir ist Partnerschaft zu wenig. Mein Ziel wäre Partizipation. Partizipation der hiesigen Kirche am Missionswerk in Neundettelsau, stärkere Partizipation der hiesigen Gemeinde an der Kirche, Partizipation der Mitarbeiter in Übersee an Entscheidungen im Missionswerk, Partizipation der Kirche an der Welt.

Ingrid Böttcher
Bärbel Baum

... in allen ihren Sprachen

Als ich nach Papua-Neuguinea ging, freute ich mich besonders darauf, als Religionspädagogin mein Fach "Gestaltende Verkündigung" weiter zu unterrichten, aber in einem anderen Kontext. Ich war neugierig auf die melanesische Kultur und wie sich Inkulturation dort gestaltete. Mein Slogan: Kunst in die Kirche! sollte melanesische Früchte tragen in Liturgie und Gottesdienst, Verkündigung und Meditation.

Ich träumte von getrommelten Kyrie, vom getanzten Gloria im vollen Bilas, von der Trauerwache erdbemalter Frauen am Ostersonnabend, von gemalten Kreuzwegstationen aus dem Leben und Leiden der New Guineans, vom dramatischen Exodus-Spiel der pazifischen Völker aus dem Joch des Neokolonialismus usw.

Erst im zweiten Jahr erlebte ich meinen Culture-Crash, und er warf mich fast um. Ich begriff nämlich, daß ich mit dem Anspruch von "melanesisch zu gestaltender Verkündigung" meine eigene mitteleuropäische Kultur ganz zurückstellen mußte: Nicht die Melodien, die mir spontan ins Ohr kamen, wenn ich einen Text hörte. Nicht die meinem Körper vertraute Sprache, seine Rhythmen und Bewegungen, Schritte und Gesten, Haltungen und Gebärden. Nicht der Expressionismus meiner Malerei. Nicht aufeinander folgende Szenen und Dialoge. Nicht die bekannte Symbolik von Farben und Zahlen. Nicht mein Humor, meine Werte, mein Maßstab, mein Tempo ...

Dafür ein unendlicher Raum für Begegnungen aller Art. Zwischen Menschen, Lebenden und Toten, Signale sendend mit Kundu (Handtrommel), Garamut (Schlitztrommel), Bambusflöte und Konsel (Schneckenhorn). Traumwesen, pflanzenhaft mit Vogellauten, Gestalten aus Mensch und Tier, Tier und Pflanze, Pflanze und Mensch. Elemente, die mit Zungen sprechen aus Feuer, Wasser, Erde, Wind und Licht. Kräfte, im Verborgenen lauernd, die senden Schmerz, Entsetzen und Tod über weite Entfernungen. Ineinander gewobene Zeiten, Tabus.

Ich lebe unter Kundu-Rhythmen, nach denen meine Füße nicht tanzen können, obwohl es in ihnen zuckt.

Ich lausche den auf- und abschwebenden Tönen einer Melodie nach, dem abrupt abgebrochenen Schluß eines Liedes, den die Stille zerreißen Frauenstimmen ... meine Kehle weitet sich, mein Herz, aber ich kann nicht mitsingen.

Ich sehe ein Theaterspiel. Alles geschieht gleichzeitig, und ich begreife nichts oder zumindest nur den Bruchteil, der sich in meiner Nähe abspielt.

Karwoche: Christus schreit am Holz und stirbt. Und meine braunen Freundinnen, gleichzeitig, jubeln auf: "wir sind erlöst, freue dich, freue dich mit! Herr wir danken dir! Herr, wir loben

dich!" Ich aber ziehe mich bebend von Karfreitagsschmerz in mich zurück.

Die verschlossenen Fenster der Scham, die Wege zu den geöffneten Türen der Versöhnung - wie meine Seele darauf wartet, da mitgehen zu können!

Aber dann beginne ich darauf zu hören, mit welchen Rufen der Morgenvogel den Regen verkündet.

Und einmal, als ich still dabeisitze, wie Kutai von dem Unglück ihrer Verstoßung erzählt, sagt Lian zu mir: "ich habe gesehen, wie sich beim Hören die Härchen auf deinem Arm aufgestellt haben ..."

Ein anderes Mal sehe ich die 18-jährige Akitue, die sich zu Beginn der letzten Regenzeit das Leben nahm, über das Wasser gehen. Als ich das den Frauen erzähle, nicken sie lächelnd und sagen: "Siehst du!"

Von da an wage ich mich weiter vor. Wir entdecken einander. Lebendige Jahre.

Im Osterfrüh-Gottesdienst, mitten im Drama der Frauen, gibt es eine kleine Verschnaufpause. Maria-Mukiac kommt zu mir hinter die Hibiskushecke und flüstert mir zu: "Anne, ich weiß es jetzt, ich habe alles begriffen und werde es nie wieder vergessen: wir Frauen haben unsere Aufgabe in Papua Niugini direkt von Herrn Christus. Nie wieder werden sie mir den Mund verbieten!

Du hast uns Frauen unseren Weg spielen lassen, Schritt für Schritt, du hast uns die Salben unserer Großmütter zubereiten lassen, hast uns in der Dämmerung proben lassen und uns losgeschickt, du hast unsere Erinnerungen geweckt und hast uns alles aussprechen lassen, unseren Schmerz, unsere Erniedrigung, und dann unserer Hoffnung. Die Sonne ging hinter den Kokospalmen auf. Der Herr ist wirklich auferstanden. Ich bin auf die vorderste Gruppe der Gemeinde da im Gras zugerannt und habe es ihnen entgegengerufen, ich habe ihnen unsere Bänder mit der Osterbotschaft umgelegt ... hörst du, wie sie es in allen ihren Tokples-Sprachen rufen: "Der Herr ist auferstanden." Gib mir meine Kundu, schnell, unser Ostertanz ist dran ..."

Da habe ich geweint. Und habe gedacht: Wenn ich wieder in Deutschland bin - dies, dies wird es sein, wonach ich Heimweh haben werde.

Später bemalen wir das große Holzkreuz aus dem Haus Lotu mit alten Neuguinea-Symbolen von Wasser, Pflanzen, Wurzeln, Fischen, Vulkanen, Augen, Wegen, Vögeln, Monden und Sonnen. Wir nennen es das Auferstehungskreuz und stellen es zwischen die über und über bewachsenen Regenbäume. "Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnt sich mit uns und ängstet sich noch immerdar." (Röm. 8,22)

Auf dem Transparent, das wir vor Weihnachten für die Gemeinde herstellen, Jugendliche, Kinder und Frauen, tauchen die Osterfrauen wieder auf. "Drei Könige gehen zum Kind? Bei uns gab es nie Könige. Warum können es nicht drei Hochland-Frauen sein?"

An einem "Abend über Steine" tragen die Frauen ihre Gebete zusammen:

Herr, laß mich nicht werden wie ein Wurfstein in der Hand von Rascals (meist jugendliche Kriminelle, die sich in Banden zusammenschließen).

Und keine Bürde für andere.

Herr, nimm mich weg aus dem vergessenen Steinhaufen am Rand des Gartens,

wenn es nicht anders geht, laß Menschen über mich stolpern.

Erlöse mich aus der Gestalt des Steins am Sattelberg,
damit ich wieder lebendig werde.

Herr, schleife mich ab, forme mich, daß ich zu einem Werkzeug werde:

Ich will eine Axt sein, die dient zum Häuserbauen
und zu vielem, das wir zum Leben brauchen.

Ich will wie ein Stein sein, der das Essen gart, glühend und
nützlich.

Und ich ein Übergang im Fluß. Amen.

In unserer Mitte liegt ein großer Stein aus dem nahen Busu-Fluß,
den ein Steinmetz aus Minj zu einem Taufbecken gehauen und mit
Wasser- und Fischsymbolen versehen hat.

Nach langem Gespräch beten die Frauen:

Herr, du bringst uns zusammen.

Wir Frauen von Malahang waren wie ein Stein aus dem Busu-Fluß,
der auf dem Grunde lag, schwer unter dem Wasser.

Das Leben hat uns geschliffen.

Dich zu erkennen, Herr,
das hat alles verwandelt.

Als unser Leiden auf dein Leiden traf,
wurde alles neu.

Wir sind die Schale deines Versprechens,
angefüllt mit deiner Liebe,

Gefäß deiner Taufe,
dein Haus, Jesus.

Herr, wir danken dir.

Herr, wir loben dich.

Halleluja.

Ich verändere mich. Zu Ostern 1991 schreibe ich von mir:

Kokospalme

Einmal war ich ein Stein

Ich habe Jesu Grab verschlossen.

Gottes Liebe hat mich in Bewegung gebracht:

Ausgang und Eingang wurden möglich

Christus floß aus und verströmte sich.

Neben der Quelle am leeren Grab

wurzte ich - blühe ich - trage ich Frucht.

Anne Brinckmeier

**Außenstationserlebnisse, -begegnungen, -gedanken
einer mitausreisenden Ehefrau**

Von 1985-1989 lebten wir in Wabi, einer Außenstation der luth. Kirche im südlichen Hochland Papua-Neuguineas, drei bis vier Autostunden von der nächsten Stadt, Mt. Hagen, entfernt. Die ersten Weißen waren 1957 dorthin gekommen, wir waren nun die zweiten Missionare auf der Station. Wir, das sind: mein Mann Kurt, der hier als Circuit-Missionar arbeitete, und unsere beiden Kinder. Kristin, die bei unserer Ausreise 4 Monate alt war, und Kristof, der hier im Land geboren wurde. Und ich, Anne, als mitausreisende Ehefrau mit Vorfreude auf Land und Leute und Leben hier und ein paar Herzklopfen vor all dem Neuen.

Ich habe mich dort von Anfang an willkommen gefühlt, aber Nähe zu den Frauen, gegenseitiges Näherkommen, Verstehen? Wie kann diese Nähe, ein Miteinander, geweckt und gefördert werden? Welches ist mein Beitrag dazu?

Der Schritt aufeinander zuzugehen, wurde schon allein durch die Sprache sehr gebremst. Ich schätze, daß ca. 80% der Frauen nur Kewa, die dortige Stammessprache, sprechen und verstehen. Nur etwa 20% konnten auch Pidgin, und englischsprechende Frauen gab es fast gar nicht. Mein Pidgin verschaffte mir nur Zugang zu wenigen Frauen, den jüngeren, gebildeteren. Bei allen anderen Frauen war ich auf Übersetzerinnen angewiesen oder auf meine spärlichen Kewa-Kenntnisse wie "Guten Tag" und "Guten Weg". Ich erinnere mich an eine Situation, in der ich diese Ohnmacht besonders erlebte. Eine Frau kam mir mit Wunden im Gesicht und blauem Auge entgegen. Auf meine Frage konnte sie mir nur "paitim" (schlagen) sagen. Sie verstand nicht mein "wer?", "warum?" "und jetzt?". Ich nahm sie in den Arm.

Als weiteres Handicap auf dem Weg zum Miteinander erlebte ich anfangs unser großes Missionarshaus. Zum einen ist dort die Scheu der Neuguineerinnen diesem fremden Gebäude und Lebensstil gegenüber, zum anderen können sie meinen Lebensbereich nicht nachvollziehen. Meine Arbeit spielt sich größtenteils im Haus ab - ihre Arbeit draußen. Die Frauen werden bei ihrer Arbeit gesehen. So kommt es, daß viele denken, wenn ich nicht zu sehen bin, dann sitze ich im Haus gelangweilt auf dem Sofa und tue gar nichts. Nachdem ich das herausgefunden hatte, arbeitete ich oft sichtbar im Garten, was mir sowieso viel Freude macht. "Misis i wok" (die Frau arbeitet) und es ergaben sich mehr Möglichkeiten zum Gespräch. Meine Zaungespräche wurden immer wichtiger, auch wenn es oft nur um den Verkauf von Gemüse und Bananen ging. Eine weitere Gelegenheit für Begegnungen boten die Gottesdienste und das gemeinsame Warten darauf. Dabei waren die Kinder jedesmal eine große Hilfe. Sie lieferten Gesprächsstoff und öffneten selbst unzählige Türen. Vielleicht sind sie die besten, unbefangenen und fröhlichsten Missionare und predigen durch ihr Verhalten deutlicher als manche Worte. Leider war mir die Teil-

nahme an Frauenkreisen verbaut. Die Frauenarbeit funktionierte, abgesehen von einigen weit entfernten Dörfern, nicht. Die Frauen waren untereinander zerstritten und im Südlichen Hochland gab es keine Frauenarbeiterin für den Distrikt.

Wo konnte ich meine Begabungen einsetzen?

Der Haushalt auf einer Außenstation nimmt viel Zeit in Anspruch. Auch die beiden kleinen Kinder konnten viel mütterliche Energien und Ideen gebrauchen. Vor der Ausreise war ich als Sozialpädagogin tätig. Mein beruflicher Teil lag hier größtenteils brach. Diesen Teil vermißte ich anfangs nicht, da ich mich in Deutschland diesbezüglich ziemlich verausgabt hatte. Nach und nach rückten mir die sozialen Ungereimtheiten und Probleme um mich herum wieder mehr ins Blickfeld. Was konnte ich tun? Scheinbar nichts Äußerliches. So sagte ich mir vorübergehend, als emotionale Krücke, daß viele Menschen heute diverse Umschulungen und mehrere Berufe haben. Unter anderem mache ich dann eben mal Pensionsbetrieb. Denn ich hatte mit soviel unterschiedlichem Besuch auf einer Außenstation nicht gerechnet.

Aber bin ich denn nur für die "waitskins" (Weißhäutigen) hier im Land? Kann ich nicht auch Angebote für die Neuguineerinnen machen, mich da irgendwo einklinken und aktiver mitleben und mitgestalten? Aber was? Sollte ich ein Angebot in den luftleeren Raum machen, weil ich es für eine gute Idee hielt? Die Entwicklungs- und Missionsgeschichte ist voll von verpulverten Energien und Geldern, weil die Angebote nicht genau mit der Bevölkerung abgestimmt waren, oder weil der Zeitpunkt dafür nicht richtig gewählt war.

Aber wie erkenne ich, was wann dran ist? Soll ich die Initiative der Neuguineerinnen abwarten - selber vortragen? Viele Fragezeichen. Viel Hören und wenig Möglichkeiten zu Taten. Viele Ideen kamen mir. Auf den zweiten Blick stellte sich heraus, daß sie besser nicht umgesetzt wurden.

Hier einige Beispiele dafür:

Ich hatte festgestellt, daß die Schulkinder größtenteils einseitig und schlecht ernährt sind. Sie sind von morgens 8.00 bis nachmittags 4.00 Uhr in der Schule. Teilweise laufen sie eineinhalb Stunden Schulweg zu Fuß. Einige bekommen morgens kein Frühstück. Da ist es nachvollziehbar, wenn die Früchte aus unserem Obstgarten sehr begehrt waren. Ich hatte die Idee mit ein paar Frauen, einen billigen Mittagsimbiss für die Schüler zu starten. Als die Idee Gestalt gewinnen sollte, wurde ein Haken an der Sache klar. Viele Eltern würden sich dann nicht mehr verantwortlich für die Ernährung ihrer Kinder sehen. Sie bezahlten ja, damit die Schule das übernahm. So ging es nicht.

Ein anderes Mal kamen ein paar Frauen mit der Bitte, ihnen behilflich zu sein beim Besorgen von künstlichen Altarblumen. Hier in den Tropen, wo alles wächst und blüht, kommt der Wunsch nach künstlichen Blumen. Zeichen des Fortschritts. Und gerade ich, die in einer Gärtnerei mit der Liebe zu natürlichen Blumen groß geworden ist, soll ihnen dabei behilflich sein. Ihre Ideen - meine Ideen.

Ein kirchlicher Mitarbeiter hatte mich gefragt, ob ich zehn Frauen das Brotbacken beibringen könnte. Gerne. Und ich übersetzte einfache Rezepte in Pidgin und rechnete die Grammangaben in Tassenmaße um. Die Frauen kamen nicht. Es war die Idee ihrer Männer.

Meine Lieblingsidee war der Kindergarten. Ich hatte beobachtet, daß die 3-6-jährigen Kinder kaum Zuwendung, Betreuung und Anregung bekommen. Sobald ein neues Baby da ist, bekommt dieses Baby alle Zuwendung, und das vorherige Kind wird vernachlässigt. Das größere Kind bekommt Anerkennung durch die Schule. Aber die Kinder im Zwischenalter werden so gut wie nicht beachtet. Für sie wäre ein Kindergartenangebot ideal. Wo wären Mitarbeiterinnen dafür? Die Lehrersfrauen fielen aus, da sie meistens ihre Männer nicht an entlegene Schule wie diese begleiteten. Die Mütter waren zu beschäftigt, und die Jugendlichen, die ich fragte, hatten eine große Scheu, sich auf etwas einzulassen. Es ergab sich kein konkreter Ansatzpunkt für diese Arbeit.

In dieser Beispielauswahl wird die Vielfältigkeit der Versuche deutlich, Nähe zu den Neuguineerinnen herzustellen und meine vielen inneren "ups and downs" bei den Überlegungen, wo ich mich denn außerhäuslich einbringen könnte. Ich komme aus dem Land des unermüdbaren Aktivismus, des pausenlosen Tempos und Tuns. Da ist ein Leben wie hier, mit viel warten, reif werden lassen und in den 2. Gang schalten nicht immer eine leichte Übung.

Die große Veränderung kam ein dreiviertel Jahr, bevor unsere Zeit dort zu Ende ging. Plötzlich kamen einige der erhofften "Projekte" zustande.

Sechs Mädchen aus einem Nachbardorf fragten, ob ich ihnen Nähen beibringen könnte. Ich hatte Nähen bisher nicht als besondere Begabung wahrgenommen. Aber gemeinsam erarbeiteten wir uns diesen Bereich. Wir trafen uns in unserem Garten, saßen unter den großen Bäumen, nähten, erzählten, sangen ... Und vielleicht war die Begegnung wichtiger als unsere Nähfortschritte. Sie brachten mir Gemüse mit, wenn sie kamen - ihre Bezahlung. Darüber habe ich mich sehr gefreut. Es zeigte mir, daß sie mich nicht als kostenlose, kirchliche Beigabe verkonsumierten.

Schließlich entstand sogar der Kindergarten. Außer mir hatten sich noch vier Mitarbeiterinnen dazu bereit erklärt. Einmal wöchentlich trafen wir uns zur Vorbereitung. Der Kindergarten fand zweimal wöchentlich an einem Vormittag statt. Es kamen jedesmal 40 - 50 Kinder zwischen zwei und neun Jahren. Wir machten Spiele und Tänze. Geschichten wurden in Pidgin und in der dortigen Sprache Kewa erzählt. Wir bastelten aus Buschmaterialien, die die Kinder mitbrachten (Bambus, Gräser, Samen, Ton ...) und weggeworfene Kronkorken, leere Dosen und Flaschen. Ohne Geld, ohne Baugenehmigungen, ohne Verwaltungsvorschriften ... konnte dieser Kindergarten entstehen. Es hat mir viel Freude gemacht, obwohl Programmgestaltung und Durchführung manche Hindernisse mit sich brachten. Die Kinder erlebte ich als sehr motiviert und lernbegierig.

Dieser Aufbruch nach dem langen Warten tat mir sehr gut. So bedauerte ich es einerseits, daß die Zeit für den Heimaturlaub schon gekommen war und damit unser Abschiednehmen von hier. Gerade jetzt wäre ich gerne noch etwas weiter mitgegangen.

Einige der Gedanken und Überlegungen, die ich hier aufschreibe, hatte ich lange nur diffus in meinem Alltag wahrgenommen. Bis eines Tages eine Neuguineerin zu mir kam und mir ihren Traum erzählte:

"Anne, wir gingen von Kagua (10 km von der Station entfernt) hierher. Ich ging voraus mit meinem Baby im Bilum. Du gingst ein Stück hinter mir und riefst und weintest. Du riefst und riefst. Und du warst traurig. Ich habe mich nicht umgedreht und geantwortet. Seltsam, du riefst nicht meinen Namen. Du riefst den Namen meines Kindes. Aber ich habe nicht darauf reagiert. Erst kurz vor der Station habe ich mich umgedreht und geantwortet. Aber du hast dann immer noch geweint. Warum?"

Dieser Traum führte mir meine Situation vor Augen, meinen Versuch, eine Beziehung zu den Neuguineerinnen herzustellen. Meist hatte ich den Zugang zu ihnen über ihre Kinder versucht. Ich mußte lange warten, bis mehr Nähe gewachsen war und Antwort auf meine Bemühungen kam. Kurz vor Schluß kam die Reaktion. Wir konnten gut miteinander weitergehen. Warum meine Tränen dann trotzdem nicht aufhörten? Ich habe es mir so erklärt, daß die Zukunftsperspektive, die ich für die Frauen hier im Land sehe, mich weiter traurig sein läßt. Die großen Veränderungen und Verunsicherungen in so kurzer Zeit, die zunehmende Gewalt (gerade ihnen gegenüber), Alkohol, Drogen, das Auflösen und Zerstören großer Teile dessen, was ihnen bisher Halt gegeben hat, ... all das macht fraglich, ob die positiven Kräfte, die zum Gegensteuern notwendig sind, ausreichen werden?

Nach diesen Schilderungen könnte der Eindruck entstehen, daß ich meine Zeit in Wabi überwiegend als negativ erlebt hätte. Auf keinen Fall. Ich habe hier nur einen Ausschnitt aus vier Jahren intensiven Lebens ausgewählt. Die Zeit dort war gefüllt mit Gutem, das ich nicht missen möchte. Der ganze Lebensstil dort, die Umgebung, das Zeitgefühl, die strahlenden Augen der Leute, das Miteinander ... das ganzheitlichere Leben. Es war Zeit für Gespräche. Meine Seele konnte Schritt halten mit dem, was geschah. Ich habe hier allerlei Wurzeln entwickelt. Und während unseres Heimaturlaubs in Deutschland dachte ich manchmal mit Heimweh an dieses Zuhause.

Als Nachtrag möchte ich noch kurz unsere jetzige Tätigkeit erwähnen. Seit eineinhalb Jahren leben wir in Ogelbeng, im Lutherischen Seminar des Hochlands, wo Pastoren ausgebildet werden. Kurt unterrichtet hier als Lehrer. Mein Alltag unterscheidet sich nun sehr von dem auf der Außenstation. Ich habe mehr Mitgestaltungsmöglichkeiten. Die Studentenfrauen werden auch unterrichtet. Hier wurde um meine Mitarbeit gebeten. Die Frauenarbeiterin, die Lehrersfrauen und zwei Studentenfrauenvertreterinnen treffen sich regelmäßig, um sich über die inhaltliche Ausgestaltung des Frauenprogramms und vielfältige andere Anliegen auszu-

tauschen und zu entscheiden. So unterrichte ich z. Zt. "Erziehungsrichtlinien" und bin beim Kindergartenprogramm dabei. Ich erlebe es als eine gute Mischung zwischen meinen Tätigkeiten zu Hause und Arbeit außerhalb (sogar in meinem erlernten Beruf). In zwei Monaten wird sich das allerdings ändern, da dann unsere Älteste schulpflichtig wird und ich sie in Deutsch unterrichten werde. Wieder ein neuer Abschnitt.

Anne Riecke

Gedanken einer mitausreisenden Ehefrau

Eine wichtige Frage, die ich vor der Ausreise klären muß:
"Warum gehe ich nach Papua-Neuguinea, was sind meine Motive?"

Verschiedene Motive:

- muß den Unterentwickelten etwas beibringen
- mich zu verwirklichen
- meine Vergangenheit zu bewältigen
- Ehe neu zu beginnen
- Abenteuer
- das Leben ist einfacher
- weil es der Ehemann so will
- einfach mal was anderes erleben
- um meine Zeit jemandem zu schenken - nicht mehr unter dem Konsumdruck zu stehen
- oder mein Leben für eine Weile in den Dienst an anderen Menschen zu stellen.

Bei all dem muß man aber bedenken, daß sich die Probleme, wenn überhaupt, nicht lösen lassen; vieles verschärft sich eher - bedingt durch die Umgebung.

Ohne grundsätzliche Bereitschaft, das gewohnte Leben, die Ansprüche, die Bezahlung, die Weiterbildung (was immer ich persönlich darunter verstehe), Anerkennung, Einschränkung der Bewegungsfreiheit, meinem Ausbildungsbereich, wenig Austausch in meiner Kultur (bedingt wo man arbeitet), diese Dinge für ein paar Jahre zurückstellen, sollte die Frage mit einem ? versehen werden.

Wir sind in einer Besucherposition: bereit sein zu lernen, dort Unwissende zu sein, erfordert Mut. Aber nur so kann ich den Zugang zu Ihrer Lebensweise, Gewohnheit und Kultur bekommen. Ich sollte nicht meinen europäischen Standard ansetzen, da ich sonst nur enttäuscht werde. Alles braucht Zeit. Indem ich sie ernst nehme, gehe ich mit ihnen und nicht vor ihnen. Hole sie dort ab, wo sie sind. Wenn ich meine, sie müßten unbedingt das Buch lesen, das ich für sie gekauft habe, darf ich nicht enttäuscht sein, wenn sie es nicht einmal auspacken. Gibt es in meinem Beruf keine Möglichkeit der Mitarbeit, so sollte ich flexibel und bereit sein, Neues zu lernen und dort zu helfen, wo nötig, und nicht nur natürliche Hilfe hervorrufen, um meine Berufserfahrungen einzubringen.

Ein Beispiel von vielen: vor drei Jahren kam ich nach Ampo. Als erstes fiel mir auf, daß es viele Kinder gab, die nichts zu tun hatten. Ich überlegte immer wieder, was man tun könnte. Ich sprach deshalb mit den Verantwortlichen in der Kirchenführung. Keine Antwort, aber ich gab nicht auf. Jetzt, nach 2 1/2 Jahren, steht ein Buschhaus, in dem Vorschule gehalten wird. Leider kann ich nicht mehr mithelfen, obwohl es mir sehr viel Freude bereitet hätte. Es wurde sogar Bezahlung angeboten. Ich kann es nicht

mehr tun, aber ich habe dazu beigetragen, daß es zustande kam. Unser Distriktpräsident sagte mir einmal: Wir brauchen kein Vogelgeschwader, das schön anzusehen ist, aber nur vorbeifliegt, ihren Mist hinterläßt und wir müssen ihn wegschaffen. Wir brauchen die, die mit uns sitzen, reden, helfen, ermutigen und begleiten." Wenn ich nach dem strebe, was mir die Leute und das Land nicht geben können, werde ich immer unzufrieden sein und bleiben.

Beziehungen aufbauen, auch wenn man nicht arbeitet. Sie sind das A und O für das Überleben. Viele Frauen scheitern daran, daß Sie keine Kontakte knüpfen können. Das andere Extrem ist, wenn man versucht, ein weißer Neuguineaner zu werden. Wenn ich meinen anderen Lebensstil und meine Lebensweise nicht in mein Dasein einknüpfe, so kann es Schwierigkeiten geben.

Ich brauche meine Insel, auf die ich mich zurückziehen kann, z.B. eine schöne Wohnung, Musik, Literatur, Feste. Es darf aber nicht zur Isolation führen. Das Haus offenhalten, aber es hat seine Grenzen.

Ob Dorf oder Stadt. Es gibt immer ehrenamtliche Arbeit, die einen zufrieden und ausgeruht macht. Voraussetzung ist aber meine Bereitschaft und Einstellung. Hilfe mit der rechten Motivation wird immer geschätzt und in ihrer kulturellen Verankerung honoriert. Hilfe anbieten, Besuche machen, anteilnehmen an ihrem persönlichen Leben, einfach mitgehen. Freundlichkeit ausstrahlen. All diese Anmerkungen werden selten mit einer negativen Reaktion erwidert.

Die Linie zwischen Hilfe, Verwöhnen, Ausnutzen und Hilfe zur Selbsthilfe ist so fein, daß ich selbst nach so vielen Jahren nicht behaupte, sie zu kennen.

Die ersten Jahre meines Hierseins waren sehr hart. Erlernen von zwei Sprachen, keine Entlastung in der Kinderbetreuung, fern der Heimat, fremde Umgebung, keine Besuche, keinen Ausgleich, nur auf der Station leben. 24 Stunden beobachtet zu werden. Sechs Jahre drei Kinder zu unterrichten, Vorschule, 1. und 2. Klasse, Abschiednehmen, wenn die Kinder ins Internat zurückgehen. Als Ehefrau ist man Haus- und Ehefrau, Mutter, Krankenschwester, Gastgeberin und Lehrerin in einer Person. Wenn der Mann fort ist, fallen dann noch viele Arbeiten an, die mitbedacht werden müssen.

Es ist wichtig, eine gute Atmosphäre in der Familie zu haben. Es sollte nur in der Muttersprache geredet werden. Dies ist sehr wichtig für die Entwicklung der Kinder und der Wiedereingliederung zu Hause. Später kann man nicht das Land und ihre Leute für das soziale Fehlverhalten der Kinder verantwortlich machen (wenn ich z.B. ein Hausmädchen habe, muß ich mich gezwungen sehen, immer Pidgin zu sprechen). Gott hat uns eine Familie anvertraut und wir haben dafür eine Verantwortung. Nur in Ausnahmefällen sollte der Dienst vor der Familie kommen.

Einkaufen von der Außenstation ist immer mit viel Streß verbunden. In allem, was man tut, wird man beobachtet. Man ist unter Zeitdruck und immer von Menschen umgeben. Man muß sich auf alles konzentrieren und im Blick haben.

Ich war sehr gerne hier, doch ohne Fleiß kein Preis. Es hat mich viel Kraft und Engagement gekostet. Doch bin ich froh für all die Erfahrungen und schönen Zeiten. Für alles Lernen, all die Begegnungen, Gastfreundschaft in den Dörfern und Wohnungen, Liebe und Fürsorge (als z.B. mein Mann nicht von Mt. Hagen rechtzeitig zurückkam und die Mitarbeiter in Jalibu einen Bus organisierten und sich auf die Suche machten. Wie sich herausstellte, hatte mein Mann einen Unfall und konnte uns nicht verständigen), Beschütztsein, mit hineingenommen sein und vieles mehr. Die letzten Jahre waren hart. Bedingt durch die Unsicherheit im Land und damit die Einschränkung der Bewegungsfreiheit. Wenn ich auch nichts verdient habe und vieles entbehren mußte, so meine ich, daß mir diese Jahre mehr gegeben haben als alle Fortbildung. Dies ist allerdings eine persönliche Aussage, die für einen anderen nicht eintreten muß. Wichtig für den Dienst in Papua-Neuguinea ist Glaube, positives Denken, Humor und die Liebe zu den Menschen. Alles andere ergibt sich von selbst.

Liesel Strauß

Freundin und Fremde zugleich

Vor sieben Jahren, genau am 01. Mai 1984, reisten mein Mann, unsere zweijährige Tochter Cathrin und ich nach PNG ein. Es war eine aufregende Sache gewesen, überhaupt für mich das erstmal so weit weg von Eltern und Geschwistern. Früh um sechs Uhr landete damals die Boeing von Air Niugini auf dem Flughafen von Port Moresby. Der Himmel zeigte sich grau und wolkenverhangen. Wo befand sich die Sonne, die auf Fotos in Urlaubsprospekten stets strahlte? Wo standen die sanft wiegenden Palmen und wo gab es den weißen Strand? Das erste, was ich von der Insel Neuguineas entdeckte waren grasbedeckte Hütten, aus denen es furchtbar qualmte.

Ja, diese ersten Eindrücke von PNG sind mir unvergeßlich geblieben. Unvergeßlich blieben mir auch noch andere erste enttäuschende Erfahrungen. Nach all dem Trubel und kräftezehrenden Prozeduren mit Zoll und Gepäck erwartete uns niemand am Flughafenaustritt. Weit und breit zwar Menschen, jedoch niemand, der uns die Hand schüttelte und uns willkommen hieß. Sagte man uns doch, entsprechende Mitarbeiter seien von unserer Ankunft benachrichtigt worden. Schließlich mußten wir mehrere Stunden bis zur Weiterreise nach Lae dort verbringen. Todmüde und zu recht frustriert, liefen erst mal Tränen, und Wut machte sich breit. Würde jetzt ein Flug zurückgehen, ich wäre bestimmt dabei, dachte ich damals in meiner Enttäuschung. Wie gut, daß es nicht so kam. Dieses Land, seine Menschen, sein Reichtum, aber auch das Bedrohliche und Unverständliche wären mir vorenthalten geblieben.

Durch die Orientierungszeit gewonnene Freunde nahmen uns nach der Ankuft in Lae dann sehr herzlich und warm in die Arme und stellten somit das Gleichgewicht wieder etwas her.

Menschen gab es wahrlich genug, mit denen ich näher als normal in Kontakt kam. Auf einer Außenstation, schon wie der Name beschreibt, sitzt man nun mal etwas abseits, entfernt von Freunden, gleich- oder englischsprachigen Mitarbeitern. Manchmal fragte ich mich, wie sie wohl, die Menschen in Nomane, z. B. unser Angewiesensein auf sie empfanden, oder war es ihnen gleichgültig? Nun ja, dank unserer gut eingeübten Vorratshaltung waren wir in gewisser Beziehung auf die Hilfe von außen nicht angewiesen. Da ließ es sich schon einige Wochen aus Dosen und Säcken leben. Aber reichte das?

Für mich bedeutete das Gespräch, der Austausch über alle möglichen Bereiche, unendlich viel und ich brauchte dies dringend. Cathrin, damals zweijährig, zog ohne Scheu und Ängste los, um bei den Kindern und kleinen Hunden Gesellschaft zu finden. Und ich ging da einfach mit. Völlig selbstverständlich nahm sie angebotene Süßkartoffeln entgegen, setzte sich mit in die Hütten und aß wie die Kinder selber. Über mein Kind fingen so langsam

Beziehungen an. Ein gegenseitiges Beschnuppern fand statt. Ein wenig Zeit hatten die Frauen immer, um von ihren Freuden und täglichem Kleinkram zu erzählen. Später erkannte ich erst Hintergründe und Ursachen für bestimmtes Verhalten. Meine Tochter öffnete mir Wege und machte mir somit den Zugang zu den Menschen leichter. Bald hatte ich gemerkt, daß Anteilnehmen und Anteilgeben gleich wichtig ist. Doch wie sollte dies praktiziert werden, wenn ein großer Teil der Frauen kein Pidgin konnte? Das sprachliche Problem tat sich als großes Hindernis auf, was mir vorher absolut nicht bewußt schien. Der Kreis der in Frage kommenden Frauen, mit denen ich Nachbar- bzw. Freundschaften aufbauen hätte können, engte sich deshalb ein. Trotzdem freute ich mich sehr, wenn jüngere, pidginsprechende Frauen mich besuchten, wir draußensitzend miteinander über Gewohnheiten, Kinder, ja Gott und die Welt redeten. Beziehungen und Freundschaften fallen einem wahrlich nicht einfach in den Schoß; sie müssen genährt und gepflegt werden. Wo ich oft meinte, Frauen ein wenig näher gekommen zu sein, erschienen sie mir bei anderen Gelegenheiten scheu, zurückhaltend und fremd. Nicht nur in dieser Zeit, sondern auch in all den folgenden Jahren meines Hierseins erfuhr ich, daß ich Freundin und Fremde zugleich darstellte. Freundin dann, wenn wir ein Verstehen auf vielen Ebenen spürten. Fremde dann, wenn ich sie oder sie mich bei bestimmten Reaktionen nicht verstanden. So blieb eben das Anteilnehmen und Anteilgeben in Form von Besuchen, Einladungen, von flüchtigen Begegnungen bis hin zu intensiven Gesprächen, immer eine Herausforderung. Eine Art Freundschaft mit den Frauen und Familien rund um die Station sollte das Ziel sein. Doch Haushalt und Familie setzten mir auch Grenzen. An Sonntagnachmittagen z. B. gingen Niuginifrauen nicht ihrer täglichen Arbeit nach, sondern hatten Zeit für Besuche und Gespräche. Gerade da aber hatte mein Mann seinen freien Nachmittag und wir wollten diesen Zeitpunkt für die Familie besonders frei halten. Als Ehefrau empfand ich hier oft ein Hin- und Hergerissensein.

Ein Tag am Church College in Banz, das 1987 unser zweites Zuhause wurde.

Mittwochnachmittag zwei Uhr. Trockene Hitze und Schwüle liegt wie ein Schleier auf dem ganzen Gelände. Wer irgendwie kann, liegt faul im Schatten eines Baumes oder seinem Haus, verschläft oder verdöst die Zeit. Schwer bepackt mit Tüten voll Wolle, Nadeln und Unterrichtsmaterial, eile ich einem großen Versammlungsraum auf dem College zu. Wöchentlich gebe ich zwei Stunden Unterricht für Studenten-, Arbeiter- und Lehrerfrauen. Die anderen Tage werden von vielfältigen Aktivitäten, wie Lese- und Schreibunterricht bzw. Meribung (Frauentreffen), gefüllt. Der Versammlungsraum zeigt noch gähnende Leere, jedoch nur für wenige Minuten. Etwas schleppend, unter der Hitze kein Wunder, treffen die ersten Frauen ein. Kinder sind in Begleitung, allein als Frau ist man nun mal nicht gerne unterwegs. Die Begrüßung erfolgt herzlich, doch auch zurückhaltend. Der Funktion eines Lehrers gebührt eine gewisse Zurückhaltung und Achtung. Einige Frauen sind bereits seit Beginn unseres Unterrichts dabei (2 1/2 Jahre). Sie sind interessiert und unwahrscheinlich wissbegierig,

Neues zu hören und zu lernen. Und ich bin glücklich, denn ich bin gefragt. Sie wollen, daß ich ein Stück meines Wissens ihnen weitergebe. Der erste Teil des Unterrichts behandelt ein theoretisches Fach (z. B. Themen über Gesundheit, Ernährung und Kindererziehung usw.), während es im zweiten um praktische Dinge geht (z. B. Nähen, Häkeln, Stricken ...). Aufmerksam werden meine Ausarbeitungen verfolgt. Bei Fragen zeigt sich aber eine gewisse Scheu. Sehr oft frage ich mich, woran liegt das? Liegt es an der Unterrichtssituation? Schließlich kamen wir ja nicht nur an diesem Nachmittag zusammen. Gelegentliche Besuche, erste Hilfe bei Notfällen oder Verletzungen, gemeinsame Einkaufsfahrten, eigentlich das enge Beieinanderwohnen ließ uns nicht fremd bleiben. Ich schob es auf die Unterrichtssituation. Sehr, sehr erfreulich wiederum zeigte sich der Umgang außerhalb des Unterrichts. "Yu stap gut", geht's dir gut, war nicht nur eine beiläufige Flosskel, sondern ehrlich gemeint. Mit zwei Lehrersfrauen konnte ich Bereiche ansprechen, die normalerweise zu den Tabus gehören. Ihre und meine Kinder spielten ständig miteinander, übernachteten mal bei uns oder in deren Familie, feierten zusammen, bereiteten Mumus zu usw. Die Nachbarschaft und Freundschaft mit diesen zwei Familien bereicherte uns. Daß man sich besucht, miteinander spielt, sich nahe kommt, die Beziehung pflegt, gehört für mich und für sie zur Normalität.

In meiner gesamten PNG-Zeit konnte ich zwei wichtige Erfahrungen im Aufbau und in der Pflege von Beziehungen machen.

1. Wie bereits erwähnt, gehörten für den Aufbau von Beziehungen Anteilnehmen und Anteilgeben zu den wichtigsten Dingen. Wo immer ich mein Haus verließ, mich mit Frauen in deren Häuser zusammensetzte, sie zu mir einlud, wir zusammen feierten, ich sie um Rat fragte und umgekehrt, unsere Kinder in freundschaftlichem Miteinander waren, spürte ich eine unheimliche Nähe und ein gegenseitiges Verstehen. Freilich, den ersten Schritt mußte meist ich tun.

2. Ich bin gefragt und werde gebraucht. Die Frauen am College sind hier sehr aufnahmebereit. Dabei wecke ich aber keineswegs neue Bedürfnisse, die sie sich finanziell nicht leisten können. Sei es im Kochen oder anderen hauswirtschaftlichen Fächern; wir verwenden Materialien oder Früchte, die sie selber bereits haben oder in ihren Gärten anbauen. Sie freuen sich über die Abwechslung. Einige meinten, immer nur Bilums knüpfen würde ihnen manchmal auch übergehen. Im letzten Term stellten wir z.B. Strick- und Häkelnadeln aus Bambus her. Es ließe sich noch viel mehr aufzählen.

Es macht mir Freude, mitzuarbeiten - nur selbstverständlich ist es wirklich nicht!

Elfriede Hauenstein

Schritte aufeinander zu

Endlich war es soweit! 1969 landete unsere kleine Familie nach einem langen Flug, der von Amerika über Hawaii und Fidschi nach Australien führte, auf dem Flughafen in Lae. Dies war das Land, von dem ich durch die Familie meines Mannes so viel gehört hatte.

Etwas befangen trat ich vom Flugzeug in die Sonne hinaus. Wärme umfing mich, ein leichter Brandgeruch lag in der Luft, und überall, wohin ich blickte, standen blühende Bäume. Papua-Neuguinea war, nach dem kalifornischen Sommer und der damit verbundenen Trockenheit und Hitze, eine Wohltat. Ich war angenehm überrascht. Meine Befangenheit legte sich, denn der erste Eindruck war positiv. Die Zollformalitäten wurden schnell erledigt; meines Mannes Eltern warteten schon und begrüßten uns freudig. Wir fahren zu ihrem Haus. Während der Fahrt durch Lae war ich enttäuscht, daß ich keine Buschhütten sah. Lae, so fand ich, unterschied sich nicht wesentlich von anderen Städten. Zu diesem Zeitpunkt wußte ich noch nicht, daß unsere Stationierung auf einer der entlegensten Außenstationen der Luth. Kirche Papua-Neuguineas schon beschlossen war.

Am 4. Tag nach unserer Ankunft traten wir die Reise ins Hochland an. Die Schotterstraße, auf der wir fahren, war durch den Regen ausgewaschen. Durch die geöffneten Wagenfenster drang Staub und legte sich auf unsere Gesichter. Wir kamen nur langsam vorwärts. Dennoch war die Fahrt ein Erlebnis, denn sie vermittelte mir einen ersten Eindruck von der Vielfalt des Landes, seiner Dörfer und seiner Menschen, die darin lebten.

Ponampa:

Ponampa, im östlichen Hochland gelegen, erreichbar über eine abenteuerliche Straße, die nur in der Trockenheit passierbar ist, sollte unser neues Zuhause werden.

Daß es ein Zuhause wurde, hing mit den Menschen meiner Umgebung zusammen und mit der Art, wie sie uns begneten.

Nach einigen Anfangsschwierigkeiten, die darin bestanden, die Sprache zu lernen, sich auf eine fremde Kultur einzustellen, einen Erste-Hilfe-Kurs zu belegen, begann der Alltag. Durch die medizinische Versorgung war es mir möglich, mit Schülern, Lehrern und Dorfleuten in Kontakt zu kommen. Da wir uns dadurch oft begegneten, vertieften sich erste Beziehungen und das gegenseitige Vertrauen wuchs. Oft, wenn ich Medikamente verteilte oder Wunden versorgte, wurde mein Rat eingeholt. Es wurden auch familiäre Probleme an mich herangetragen. So folgte z. B. nach dem Verbinden einer klaffenden Kopfwunde, die vom Buschmesser eines erzürnten Ehemannes rührte, ein intensives Gespräch mit den beteiligten Personen. Bei solchen Gesprächen lernte ich viel

über Bräuche, Kultur und Denkweise der Menschen meiner Umgebung. Oft erkannte ich, daß aufgestellte Tabus oder Rituale meiner Logik Grenzen setzten und mir eine neue Denkweise abverlangten. Bei all den Gesprächen war mir immer wichtig, dem Andersdenkenden Toleranz und Achtung entgegenzubringen und ihn und seine Kultur zu respektieren.

Die Menschen in meiner Umgebung waren auf die medizinische Versorgung durch mich angewiesen. Im Gegensatz dazu war ich ebenso von ihnen abhängig, wenn es um die tägliche Nahrungsversorgung ging. Bedingt durch die unwegsame Straße konnten wir nur spontan Lebensmittel nach Ponampa transportieren. Deshalb baute ich Gemüse an, versorgte Hühner, Gänse, und eine Kuh lieferte uns Milch. Doch meine Gartenkünste waren kümmerlich. Das Gemüse wollte nicht wachsen, wurde von Insekten oder der Kuh aufgefressen, und woher sollte ich Mais und Kartoffeln für das Hühner- und Gänsefutter nehmen? Dankbar nahm ich daher das von den Dorfleuten herangebrachte Gemüse, den Mais und die Süßkartoffeln entgegen. Ich gab ihnen dafür Salz oder Seife.

Dieses gegenseitige Geben und Nehmen war eine wichtige Erfahrung für beide Seiten. Das Wissen darum, daß wir Frauen voneinander abhängig waren, brachte uns einander näher. Die erlebte Nähe ließ bald den Wunsch nach einem gemeinsamen Treffen reifen. Bei diesen Begegnungen sprachen wir über gemeinsam Erlebtes, Kindererziehung, nähten zusammen, oder die Frauen versuchten, mir Gartenanbau beizubringen, erklärten mir die Pflanzzeiten und informierten mich über einheimische Medizin.

Ich habe mich in Ponampa oft als Lernende gefühlt, vielleicht deswegen, weil die meisten Frauen älter als ich waren und mich liebevoll Pikinini, d. h. unser Kind, nannten.

Während der Ponampazeit zählten die Freitagabende für mich zu den Höhepunkten. An diesen Abenden trafen sich Lehrer und Älteste der Umgebung regelmäßig bei uns im Wohnzimmer, um den Sonntagstext durchzuarbeiten. Oft war ein Gruppe von etwa 20 jungen und alten Männern versammelt. Nach getaner Arbeit, wir saßen alle auf dem Fußboden vor dem Kamin, redeten wir, tranken Tee und rauchten. Mein "Dabeisein" wurde von den Männern akzeptiert. Durch diese Männer lernte ich die Sagen der Aujana kennen und hörte einiges über den Ahnenkult dieser Region und den damit verbundenen Cargokult. Nebenbei erfuhr ich, aus welchen Dörfern die Ältesten kommen, hörte Dorfgeschichten und Dorfgeschichtliches. Diese Abende wurden für mich zu einer reichen Informationsquelle und vieles Fremde wurde dadurch verständlich. Unsere Freunde aus Papua-Neuguinea nützten diese Gelegenheit ebenso. Ihr Wissensdurst war enorm, und wir standen ihnen Rede und Antwort, so gut wir es vermochten.

Obwohl es für mich auch schwierige Zeiten in Ponampa gibt, z. B. das Eingeschlossensein während der Regenzeit, gerade dann, wenn wir medizinische Probleme hatten, oder die lange Abwesenheit meines Mannes, wenn er auf "Buschtrip" ging, so fühlte ich mich doch nie einsam. Irgend jemand kam immer, brachte Holz und fing ein Gespräch an. Ich war darüber dankbar und erfreut, deshalb habe ich diese Geste aufgenommen und selbst praktiziert, gerade dann, wenn Frauen alleine oder in Not waren.

Die Ponampas haben mich wesentliches über PNG gelehrt, sie haben mir Vertrauen entgegen gebracht und mir geholfen, meine Anpassungsschwierigkeiten zu überwinden.

Ich bin in den darauffolgenden Jahren immer gerne nach Ponampa zurückgekehrt.

Madang:

Lag Ponampa isoliert und eingebettet zwischen Bergen, so war Madang geradezu das Gegenstück. Das Leben pulsierte in der kleinen Hafengstadt; die Weite des Meeres erschien unendlich, Etwas hilflos sah ich mich in diese neue Situation hineingestellt. Niemand war da, der an meine Tür klopfte oder mit mir reden wollte. Mein Hiersein schien überflüssig. Um in Madang leben zu können, mußte ich etwas unternehmen. Mir wurde klar, daß die Betriebsamkeit der Stadt, das Angebot an Arbeitsplätzen und der Markt mit seinen Verkaufsmöglichkeiten keinen Freiraum ließen, um während des Tages lange Gespräche zu führen. Jeder war irgendwie beschäftigt, so schien es zumindest.

Deshalb sagte ich spontan zu, als ich zur wöchentlichen Bibelstunde eingeladen wurde. Ich hoffte sehr, Frauen zu treffen, mit denen ich ins Gespräch kommen konnte, um so meine Isolation aufzuheben. Doch es kam anders. Nach der gegenseitigen Vorstellung und der darauffolgenden Bibelstunde trennte man sich. Das erhoffte Gespräch blieb aus. Dennoch hatte ich bei dieser Begegnung etwas gelernt: Ich bemerkte, daß mein Hochlandpidgin unbeholfen war, daß die Spontanität der Hochlandfrauen den Madangleuten nicht eigen war, sondern daß vielmehr eine Passivität zur Schau getragen wurde, die entmutigend wirken konnte. Wollte ich mit den Frauen ins Gespräch kommen, so durfte diese Eigenschaft mein Handeln nicht beeinflussen. Mein kleiner Sohn Oliver wurde mir diesbezüglich zum Vorbild. Mit größter Selbstverständlichkeit und entwaffnender Offenheit ging er auf die Menschen zu. Er redete mit ihnen, aß, was sie ihm anboten. Ich tat es ihm gleich, so gut ich es vermochte. Regelmäßig ging ich auch zu den Bibelstunden und setzte mich anschließend zu den Frauen, um ihnen zuzuhören. Geduldig fingen sie an, mein Pidgin zu verbessern und führten mich in das Madang-Hochpidgin ein. Besonders eindrücklich ist mir der Nachmittag in Erinnerung, an dem die Frauen mich in das Betelnußkauen einwiesen. Sie erklärten mir, welche Betelnuß gut, welche gemieden werden sollte und welche Gesetze sich hinter der Verteilung der Betelnuß versteckten. Durch diese Handlung wurde mir deutlich, daß ich akzeptiert war und ein großer Schritt in Richtung Verständigung geschah. Die Einladung zu einer Gesprächsrunde der Gruppenleiterinnen folgte kurz darauf. Die Gruppe sprach bei dieser Begegnung über Frauenarbeit, und ich hörte zu. Für mich war interessant, daß die Frauen eine ganz klare Vorstellung davon hatten, wie Frauenarbeit aussehen sollte und welche Schritte unternommen werden mußten, um sie attraktiv zu gestalten. Ein Programm wurde erarbeitet und in die Tat umgesetzt. Einige der Programmpunkte, z. B. Bibelarbeit, Besucherdienst im Krankenhaus und den Stadtrand-siedlungen, sowie das Anleiten im Nähen von Frauenblusen,

wollten die Frauen selbst übernehmen. Andere Aufgabengebiete wie Hygieneunterricht, Gottesdienstgestaltung, Chor oder die Anleitung für das Nähen und Zuschneiden von Herrenhemden, sollte ich abdecken. Bald kamen auch Kate-, Jabim- und Hochlandfrauen zu diesen Zusammenkünften.

Die Wissbegierde der Frauen überwältigte mich, und ich war beeindruckt davon, mit welchem Eifer sie das Neue aufnahmen. Während meiner Zeit in Madang/Amron (7 Jahre) habe ich in dieser Frauengruppe gearbeitet.

Da wir uns wöchentlich trafen und auch viel miteinander redeten, kamen wir uns menschlich immer näher. Das Miteinander bewirkte, daß die Grenzen zwischen Küsten- und Hochlandfrauen, zwischen Schwarz und Weiß aufgehoben wurden. Freundschaften entwickelten sich. Die Anteilnahme am Anderen, an seiner Freude - etwa bei der Geburt eines Kindes - oder seinem Leid, wurde für uns wichtig. Für viele Frauen war diese Gruppe ein Ort, an dem sie Atem schöpfen und ihren Alltag für ein paar Stunden vergessen konnten.

Sechs Jahre später, wir hatten nach 5 Jahren in Deutschland gerade unsere Arbeit in Goroka begonnen, fuhr ich wieder nach Madang. Dort erreichte mich die Nachricht vom Tod meiner Ziehmutter. Es waren Frauen aus meiner früheren Gruppe, die sich zu mir setzten, meinen Schmerz mit mir teilten und durch ihre Anteilnahme zeigten, daß sie gute Freunde waren.

Goroka:

Nach 5 Jahren Deutschland packte uns wieder das Neuguinea-Fieber. Die ganze Familie schien nur auf diesen Moment gewartet zu haben. Das Haus wurde vermietet, Kisten und Tonnen waren im Nu gepackt, und am 27.12.83 flogen wir nach PNG zurück.

Als ich die Insel im Meer unter mir liegen sah, klopfte mein Herz vor Freude und Erwartung. Der Anblick war mir vertraut.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Lae, um den Bischof der ELC-PNG zu begrüßen, flogen wir weiter nach Goroka. Für mich schloß sich der Kreis, denn hier im östlichen Hochland, hatten wir vor vielen Jahren mit der Arbeit begonnen.

Freunde der verschiedenen Nationen erwarteten uns am Flugplatz. Das Wiedersehen war schön, und unsere Wiedereingewöhnung wurde dadurch erleichtert.

Am Sonntag gingen wir zum Gottesdienst der Pidgingemeinde. Wir hatten dies schon in Madang so gehalten und uns dabei wohlgefühlt. Nach dem Gottesdienst begrüßten wir den Pfarrer und stellten uns vor. Schnell gesellten sich mehrere Frauen und Männer hinzu. Einige kannten uns, andere fragten, wo wir denn Pidgin gelernt hätten und was wir in Goroka taten. Ein Gespräch entwickelte sich. Plötzlich wurde ich von einer Frau umarmt. Zu meiner großen Freude erkannte ich Oki, mein früheres Mädchen aus der Ponampazeit. Wir hatten viel Freude und Leid miteinander geteilt. Ihre Umarmung war wie "Heimkommen", mit dem Wissen darum, daß ich hierher gehörte.

Doi traf ich an diesem Morgen ebenfalls, vormals Schülerin in Amron, nun eine junge attraktive Frau.

In Kürze informierte sie mich über ihr Engagement in der West - Goroka Frauengruppe, sagte, daß sie mit meiner Mitarbeit rechnen und mich am Mittwochnachmittag den Frauen vorstellen würde. Dieser Begegnung mit den West-Goroka-Frauen folgten weitere Treffen. Sie nahmen mich herzlich in ihre Gruppe auf, und gerne gab ich mein Wissen an sie weiter.

So entwickelte sich aus dem Bibelkreis ein Kreis für Gottesdienstgestaltung (biblisches Drama, Predigt) und ein Chor.

Ein Nähkreis entstand. Die erstellten Altardecken in liturgischer Farbe und bestickt fanden reißenden Absatz.

Einige Frauen wurden im Nähen und Sticken so geschickt, daß sie diese neue Fertigkeit für einen Nebenerwerb einsetzen konnten, somit ein kleines Einkommen hatten und dadurch von ihren Ehemännern unabhängiger wurden. Diese Unabhängigkeit war den Frauen wichtig, kam es doch häufig vor, daß Ehemänner ihren Lohn vertranken, von den Frauen also erwarteten, daß diese für die tägliche Ernährung und das Schulgeld sorgten. Aus diesem Grund besuchten auch viele Frauen den Lesekurs und bildeten sich im Schreiben weiter. Durch die erlernte Fähigkeit stieg ihre Selbstachtung und ihr Mut, z. B. finanzielle Dinge (Sparbuch) selbst in die Hand zu nehmen.

Es freute mich, daß die Frauen mein Wissen aufnahmen und einige ihrer Kenntnisse an mich weitergaben. So lernte ich, wie traditionelle Tänze getanzt und Lieder gesungen wurden, oder welche Blätter besonders gut dufteten und beim Tanzen getragen werden mußten. Das Tanzen und Singen war ein gutes Kommunikationsmittel, und wir alle hatten viel Freude daran.

Als die Frauen mich einluden, bei einer öffentlichen Veranstaltung mitzutanzten, war das eine große Ehre für mich. Ich gab mein Bestes und tanzte den ganzen Nachmittag mit der Gruppe. Daß die Zuschauer uns lobten, machte die Frauen mächtig stolz. Sie konnten es auch sein, denn sie hatten viel Zeit und Mühe in mich investiert. Der Muskelkater am nächsten Tag schien mir dadurch erträglich.

Schüsselkuchen über dem offenen Feuer zu backen oder ein Erdofengericht (Mumu) herzurichten, sind ebenfalls Dinge, die mir die Frauen beibrachten. Besonders dankbar bin ich einer Frau, die mir half, meine Ängste im Umgang mit psychisch Kranken abzubauen. Das war sehr wichtig, denn einmal im Monat gingen einige Frauen unserer Gruppe in die psychiatrische Abteilung des Goroka Krankenhauses, um dort Bibelstunden zu halten. Ich wollte mich dieser Aufgabe nicht entziehen, hatte aber enorme Ängste. Bei den Besuchen lernte ich Hanna kennen: eine Frau, die seit Jahren ihren kranken Sohn, geschädigt durch Hirnmalaria, betreute. Ihr liebevoller Umgang mit dem Kranken beschämte mich und ließ mich meine Ängste vergessen. Für Hanna waren die Kranken Geschöpfe, die unsere Mitmenschlichkeit nötig brauchten. Ihre Fürsorge schloß jeden ein. Ich achtete Hanna sehr.

Durch den intensiven Kontakt mit den Frauen lernte ich auch ihre Familien kennen. Als Zeichen dieser Freundschaft luden wir uns gegenseitig zu Familienfesten und anderen Zusammenkünften ein. Oft erzählten mir Frauen von ihren Schwierigkeiten, etwa der Sorge um das Wohl der Kinder, die ohne Stammesrichtlinien in der sich rasch verändernden Gesellschaft aufwuchsen.

Ich hörte von Alkoholproblemen, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Gerichtsfällen. So gut ich vermochte, war ich den Familien behilflich, ging auf Wohnungssuche, erkundigte mich nach Arbeitsplätzen, redete mit den Jugendlichen oder ihren Vätern.

Doch nicht immer mit Erfolg, aber der Versuch zählte. Die Frauen wußten, daß ich mich bemühte.

Das, was ich gerne an Zeit und Mühe investiert hatte in Freundschaften, in meiner Liebe zu den Menschen Papua-Neuguineas, fiel auf mich/uns zurück, gerade dann, als wir es bitter brauchten.

Wie ein Schlag traf uns die Nachricht, daß mein Mann an Krebs erkrankt sein könnte und eine sofortige Abreise wegen weiterer Untersuchungen ratsam wäre. In dieser Nacht taten wir kein Auge zu. Wir redeten miteinander und kamen überein, daß ein Abschied von unseren Freunden und dem Land für uns beide wichtig sei. Wir beschlossen, die Abreise um 3 Wochen zu verschieben.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück ging ich zu einigen Frauen und erklärte unsere Lage. Sie waren zutiefst betroffen. Noch am Nachmittag desselben Tages fingen die Besuche an.

Frauen brachten Essen, so daß ich die Kisten und Tonnen packen konnte. In der verbleibenden Zeit kamen viele Menschen (schwarze und weiße), die mit uns redeten und ihre Anteilnahme so bekundeten. Überwältigt waren wir von den vielen Gebetsgemeinschaften, die sich spontan zusammenfanden, um für die Gesundheit meines Mannes zu beten. Besonders eindrücklich berührte mich die tiefe Gläubigkeit unserer Freunde aus Papua-Neuguinea und ihre Zuversicht. Sie umgab uns wie ein schützender Mantel.

Diese Erfahrung hat mein Leben geprägt.

Blicke ich auf meine Zeit in Papua-Neuguinea zurück, so bin ich dankbar für all das Gute, das ich erfahren durfte und dafür, daß mir Menschen ihre Freundschaft schenkten und mein Leben dadurch bereicherten.

Wenn ich Angst hatte, mich isoliert oder fremd fühlte, auch das kam vor, so habe ich dennoch von mir aus den ersten Schritt auf meine Mitmenschen zugetan.

Ich habe nicht erlebt, daß Neuguineafrauen oder -männer mich zurückwiesen. Vielleicht weil sie merkten, daß ich mich bemühte, die Barrieren zwischen Schwarz und Weiß abzubauen und ihnen vertraute.

Christa Fugmann

Gedanken über einen Missionsdienst in Papua-Neuguinea

von September 1987 bis Juni 1990

Als wir in Papua-Neuguinea ankamen waren meine Pläne offen. Grundsätzlich beabsichtigte ich Paul bei seiner Arbeit zu unterstützen, indem ich den Haushalt führte und dort zu helfen, wo es unmittelbar notwendig war. Ich hatte mir auch vorgenommen, unseren zwei Söhnen ein beständiges Zuhause zu schaffen, während sie die kulturelle Umstellung von den amerikanischen auf die internationalen Schulen bewältigen mußten, und sie sich daran gewöhnen mußten, Internatsschüler zu sein. Innerhalb der ersten Wochen wurde mir bewußt, daß meine Fähigkeiten und Erfahrungen in vielfältiger Weise in der Bethel-Gemeinde und in der Gemeinschaft von Mt.Hagen gefragt sein würden. Ich wurde angestellt, lutherischen christlichen Religionsunterricht im Hagen Park-Gymnasium, an der Fernschule (Community Resource Centre) und evangelische Bibelfstunden in der internationalen Grundschule von Hagen zu halten. Ich wurde Organistin für die englische Gemeinde von Bethel und war daran beteiligt einen Frauenkreis aufzubauen, der besonders gebildete und berufstätige Frauen ansprechen sollte. Ich wurde von den Gemeindegliedern gebeten, einen Chor sowie eine Klasse für musikalische Grundkenntnisse zu organisieren. Nachdem so viele Anfragen für Klavier- und Orgelstunden ankamen, ließ ich Materialien aus Übersee kommen und entwickelte einen für Papua-Neuguineaner passenden Einführungskurs. Wir begannen mit zwei Unterrichtsstunden für zwei große Gruppen, bei denen wir allerdings nur zwei elektronische Keyboards zur Verfügung hatten. Wir fügten eine dritte wöchentliche Stunde hinzu, um die Nachfrage zu befriedigen. Fast ein Dutzend Studenten schlossen das erste Jahr (1989) ab, und deshalb organisierte ich einen neuen Kurs für 1990 und überarbeitete den alten Kurs.

Meine Arbeit in der Gemeinde und in den Schulen war sehr befriedigend, besonders die persönlichen Kontakte und Freundschaften mit Frauen und Jugendlichen. Fast jeder, den ich traf, war eifrig zu lernen - besonders über die größere Welt und wie man als Christ damit umgehen soll. Es besteht in Papua-Neuguinea ein großer Bedarf an Kirchenarbeitern (sowohl von Übersee als auch vom Inland), die mit ausgebildeten Jugendlichen und Frauen umgehen können, und die ihnen mit den großen kulturellen Umstellungen helfen, die sie bewältigen müssen.

Die Jahre 1988 und 1989 waren auch mit Haushalt völlig ausgefüllt. Wir hatten viele Übernachtungsgäste: neue Missionare in ihrer Orientierungszeit, Missionare von Außenstationen, die nach Hagen wegen medizinischer Besuche kamen, offizielle Gäste, das New Vision outreach Team aus den USA, Freunde, Verwandte, Freunde von bekannten Missionaren, und sogar Touristen. Es war sowohl eine Herausforderung als auch ein Privileg, das Kommen und Gehen zu koordinieren und die Mahlzeiten, das Einkaufen, das Reinigen und die Wäsche für Familie und Besucher zu erledigen.

Nach einem Jahr in dem internationalen Gymnasium Bamboo Heights in Hagen ist Karl zu seinem Bruder in das Gymnasium von Ukarumpa und in das lutherische Gästehaus gezogen. Es war komisch, ein "leeres Nest" zu haben, obwohl das jüngste Kind erst 14 Jahre alt war; aber sie waren in guten Händen und wir blieben noch an ihrem Leben beteiligt durch Briefe, Telefongespäche und Besuche. Eine Zeit lang waren wir als Elternvertreter im Ausschuß des Gästehauses tätig, und waren somit an dem Wechsel der Hauseltern im Januar 1989 beteiligt.

Als wir im Februar 1990 wegen der hohen Kriminalität um eine Versetzung aus Mt. Hagen gebeten haben, bedauerte ich sehr, daß ich meine Freunde und besonders meinen Musikunterricht verlassen mußte. Wie auch immer, mir wurde versichert, daß wenigstens zwei Mitglieder meiner Kurse selbständig weiter üben.

Nach unserem Umzug ins Senior Flierl Seminar beabsichtigte ich, unseren Aufenthalt mit möglichst wenigen außerhäuslichen Verpflichtungen zu beenden. Zu dieser Zeit repräsentierte ich das nordamerikanische Personal im NGCC (Kirchenrat von Papua-Neuguinea) Beratungsausschuß; ich mußte deshalb an Sitzungen teilnehmen und den Kontakt mit dem Personal aufrechterhalten. Ich mußte bei Erik's Abschlußfeier und deren Vorbereitungen vom Ukarumpa Gymnasiums dabei sein und alle Verantwortlichkeiten übernehmen, die mit Packen und Auspacken, dem Organisieren eines neuen Haushaltes, sowie den Vorbereitungen eines Heimaturlaubes zusammenhingen.

Eine andere Aufgabe, für die Paul und ich die gemeinsame Verantwortung trugen, lag im Bereich der missionarischen Ausbildung. Wir versuchten unsere Arbeit und die Nöte der Kirche und die der Menschen von Papua-Neuguinea in regelmäßigen Rundbriefen zu schildern, die wir an etwa 100 Freunde und Verwandte in vier Kontinenten schickten. In weiteren Briefen, die an 24 bis 35 Partnergemeinden in der ELCA geschickt wurden, gaben wir oft nähere Einzelheiten weiter. In den letzten Wochen vor dem Heimaturlaub hieß es, Termine für Vorträge zu vereinbaren, Prioräten zu setzen, ein Vertretungsprogramm vorzubereiten und einzelne Briefe an die Beteiligten zu schreiben. Als wir unseren Heimaturlaub beendeten, hatten wir in 15 Gemeinden gesprochen und unzählige Kontakte aufgebaut.

Alles im allem, war ich während dieses Aufenthaltes in einer größeren Vielfalt von Aktivitäten eingespannt, als ich je geplant hatte. Meine Arbeit in den verschiedenen Ausschüssen und die Erarbeitung einer Ausbildungsmethode für Keyboard-Anfänger war sicherlich nie vorgesehen. Ich hatte deshalb, als der Heimaturlaub nach 34 Monaten begann, ein großes Gefühl der Befriedigung. Ich hatte sogar Träume, wie ich neue Projekte aufbauen konnte und Hoffnungen, die angefangene Arbeit fortsetzen zu können.

Phyllis Breddin
(Übersetzung aus "Staff Reporter", August 1991)

Wiedereinstieg

Es brauchte einige Zeit, bis ich damit umgehen konnte. Manchmal wußte ich nicht, ob ich mich belustigt fühlen oder mich traurig zurückziehen sollte.

Ich lasse nur meine Bemerkung "Ich habe die letzten Jahre im Ausland gelebt" fallen, schon sprudeln die Reaktionen hervor. Reaktionen, die ich noch dazu mit wachsender Übung vorausahnen kann. Bei der ersten Kategorie lasse ich meinen Satz nur behutsam, fast nebenbei - in der geheimen Hoffnung "vielleicht reagiert er doch?" - einfließen. Aber meist ist alle Behutsamkeit vergebens. Über ein flüchtiges "ach ja, wo waren Sie denn?", dem eine meisterhafte Überleitung zu diesem wahnsinnig interessanten Stück folgt, das gerade läuft, komme ich bei der Kategorie "Kultur freaks" letzten Endes nie heraus. Denn schon geht es weiter mit diesem unwahrscheinlich nahegehenden Film, der kürzlich angelaufen ist, ob ich den schon gesehen habe?, nein!?, also das ist wirklich einer der wenigen Pflichtfilme! In Neuguinea waren Sie, sagen Sie - da gibt es doch sicherlich wahnsinnige soziale Probleme, nicht?

Hier witterte ich meine Chance, einzusteigen; ich habe auch etwas zu erzählen, mitzuteilen - aber mein Gegenüber ist bereits dabei, über den letzten Urlaub, ja, in Venezuela war das, nachzusinnen, diese Leichtigkeit, mit der diese Menschen ihre Armut tragen, und diese Kultur! Kultur freaks ...

Bei der Kategorie "Bodenständige" sind die Verhältnisse von vornherein geklärt, da kann die Hoffnung gar nicht erst aufflackern, vielleicht doch ein Stück von mir erzählen zu können. Selbst wenn einmal die Frage auftaucht nach all dem Ungeziefer, das es "da unten ja gibt" - die Grenzen "da könnte ich nicht leben" sind abgesteckt und ich kann sie akzeptieren.

Ich weiß, daß ich es mit einem herzhaften, bodenständigen Menschen zu tun habe, der sich eingebunden weiß in diese seine Welt, der sein Leben mag, so wie es ist. Er hat ein gutartiges Verhältnis zu seinem Umfeld, kann mit aufkommenden Schwierigkeiten umgehen und braucht nichts zu hinterfragen, was ohnehin geregelt und befriedigend abläuft.

Es ist angenehm auszukommen mit den Bodenständigen. Gut, verbringen wir einen netten Abend miteinander, erzählen wir einander, wie das Kommunalwahlergebnis in Bayern uns berührt hat, wie unsere Kinder sich in der Schule entwickeln, wie großartig wir uns nach der letzten Gymnastik gefühlt haben ... Ein netter Abend, die Grenzen sind abgesteckt und werden akzeptiert. Wir bewegen uns im Hier und Jetzt, hier sind wir uns begegnet. Die Vergangenheit ist gelebt, wozu sie aufrühren? Die Bodenständigen...

Lebhaft wird es mit den "Fast-Auswanderern", mit den "warum seid ihr überhaupt zurückgekommen?". Sie fragen, stellen in Frage, fragen nach. Sie selbst haben sich den Sachzwängen längst ergeben, für sie kommt Auswandern - leider - aus all diesen logischen Gründen, nicht mehr in Frage, aber Mensch, nun wart ihr doch schon mal dort, hattet so ein tolles Leben, so naturverbunden, so urwüchsig - wie konntet ihr nur zurückkommen?!?

Sie hinterfragen mich, die Fast-Auswanderer, aber sie wollen nicht wissen. Schließlich ist das immer ihr Lebenstraum gewesen, wenn nicht dies dazwischen gekommen wäre und jenes es unmöglich gemacht hätte, und wir, die wir so nah dran waren, es wahr zu machen ... - warum sind wir nur zurückgekommen???

Eigentlich gibt es noch eine vierte Kategorie, die Kategorie der "Auch-Wiedereinsteiger". Mit Ihnen fühle ich mich in einer geheimen Selbstverständlichkeit verbunden: Wir alle wissen, was es heißt, nach all diesen in einer anderen Kultur gelebten Jahren wieder Fuß fassen zu wollen. Uns verbindet das Wissen um dieses Außenseiter-Dasein, dieses "Du bist weiß und wirst es immer bleiben". Wir können einander erzählen, wie gut wir uns in das Denken, die Sprache der Menschen, mit denen wir zusammen waren, eingelebt hatten; wir können einander übertrumpfen an Einfühlbarkeit, an kultureller Problembewältigung. Niemand hat die sozialen Strukturen klarer erfaßt, als derjenige, der gerade das Wort hat. Wir können Abende und Nächte damit verbringen, Erklärungen zu suchen, Lösungsvorschläge auszuarbeiten - viel differenzierter, weil mit mehr Abstand als in der Zeit unseres direkten Betroffenseins. Die Probleme treffen uns nicht mehr, aber sie bewegen und berühren uns noch ach so sehr; sie haben einen entscheidenden Teil unseres Lebens ausgemacht, sie sind ein Stück von uns.

Wenn Meryl Streep in den Film "Jenseits von Afrika" mit dieser wunderbar verträumt-nachsinnenden Stimme sagt "...ich hatte eine Farm in Afrika", zuckt etwas in mir zusammen. Denn ich, ich hatte eine Insel in Papua-Neuguinea.

Wie das klingt: ... Ich hatte eine Insel in Papua-Neuguinea... Sinub, eine kleine unbewohnte Insel, mit einer Sandbucht im Westen, mit heilen Korallenriffen rundum, mit kristallklarem blauem Wasser, in dem es sich so herrlich schnorcheln ließ. Sogar ein Buschhaus hatten wir gebaut, in dem man auch mal übernachten konnte. Davor grillten wir unseren Fisch und garten Süßkartoffeln im Feuer. Ab und zu kamen Einheimische mit ihren Kanus, um ihre Yamgärten zu bebauen. Einmal hörte ich einen Mann beim Vertäuen eines Kanus nach Art der Madang-Leute rufen: "O Sinub ooooo!"

Es war ein Ritual geworden für uns, bei Vollmond mit Freunden ein full-moon-barbeque auf Sinub zu veranstalten. Mit hibiskusblütengeschmückten Körben kamen wir an, um den Mond (und eigentlich war uns allen klar, daß es sich um eine Mondin handelte) zu huldigen: in besinnlich-sinnlicher Stimmung, vom warmen Wind gestreichelt, einander und dem Mond, der Natur nahe..

O Sinub ooooo! Ich hatte ein Insel in Papua-Neuguinea ...

War das Glück, Glücklichein? Kurz vor unserer erneuten Ausreise nach Neuguinea sagte ein Freund, der traurig-wütend war, unsere Freundschaft für Jahre missen zu müssen, zu mir: "Du Aussteiger! Aber das eine merk dir: wohin du auch gehst, du nimmst dich selber mit!" Ich habe es mir gemerkt. Immer wieder, wenn ich in einer Krise war, wenn Heimweh, Traurigkeit und/oder Wut/Ohnmacht in der anderen, fremden Kultur über mir zusammenschlugen, habe ich mich erinnert: wohin du auch gehst, du nimmst dich selber mit.

Oja, ich habe mich erinnert. Wenn meine Tochter zu einer Party eingeladen war und ich ihr verbieten mußte, hinzugehen, weil man abends nicht mehr von unserer Station in die Stadt fahren konnte. Denn jederzeit konnte es passieren, daß da in der Dunkelheit ein gefälltter Baumstamm über der Straße lag. Und das hieß Vergewaltigung, Ausraubung, Mord. Da half auch nicht das Verstehen der Umstände: daß hier von der Zivilisation gebeutelte Menschen am Werke waren, deren soziale Strukturen am Zerbersten waren. Es ging um mein Leben und - es schränkte mein Leben ein. Abend hieß: zu Hause bleiben, kein Fernseher, ein intensives Familienleben - und der Mond in seinen Phasen und Stimmungen.

Selten nur, wenn ich mich jetzt auf dem Nachhauseweg mache von dem Reisebüro, in dem ich seit einiger Zeit arbeite, und mit von der Klimaanlage geröteten Auge in den Himmel blinzle, huscht in mir schemenhaft die Überlegung vorbei: ich weiß gar nicht, in welcher Mondphase wir gerade leben ...

Doch das ist nur ein kurzes Aufflackern, denn schon haste ich los, zwanzig Minuten Abgase auf dem Weg zu Dies-und-Das-und-Jenem, das noch getan, erledigt sein will. Als ich das erste Mal wieder mit meinen Kindern in Deutschland in einem richtigen Supermarkt einkaufen war, schickte ich meinen Sohn noch eben schnell Senf holen, dort hinten, in der Gegend muß er sein. Alle drei waren wir bemüht, nicht unsere Verunsicherung vor diesem Superangebot zu zeigen, schließlich, was soll's, es waren doch nur sechs Jahre vergangen. Der Einkaufszettel war - noch - ein Mischmasch aus Englisch, Deutsch und Pidgin, die Brotsorten überwältigend. Nach endlos scheinender Zeit kam mein Sohn zurück, mit ratlos-hilfesuchendem Blick: "Ich weiß nicht, was soll ich denn da nehmen, die haben hier fünf Meter?!?"

Fünf Meter Senf - inzwischen fasse ich mit sicherem Griff in das Senfregal, ich schleckte ihn auch nicht mehr mit dem Finger, weil ich weiß, verinnerlicht habe, daß ich jederzeit neuen bekommen kann.

Was habe ich mich unter Druck gesetzt, möglichst schnell alle Unsicherheiten abzulegen - ich wollte so gerne dazugehören, vor allem das, einfach so: dazugehören. Und zum Dazugehören, dazu gehört eben auch der Nachweis einer "beruflichen Betätigung". Da es aber nun mal niemanden interessiert, was ich bereits an Anpassungsarbeit an die jeweilige Situation geleistet habe, muß eben schnell-schnell ein Job her, der meine Existenzberechtigung in deutschen Landen nachhaltig unter Beweis stellt.

In diesem Reisebüro bin ich, die uralte Gabi, die Neue-Doofe, die dreißig Mal täglich was nachfragen muß.

Was da alles in meinem Kopf umgeht, was der alles speichern und verarbeiten soll: tausend Urlaubsorte, Computerhandhabung, Codes für Zielgebiete, wie man Preise errechnet, wie man sich selbst keine Unsicherheit anmerken läßt, selbst, wenn jemand nach den Komoren fragt - worauf habe ich mich da nur eingelassen? Dazugehören - wollte ich das nicht?

Eine Freundin, mit der ich in den Jahren in Madang oft den Mond angehimmelt habe und die nun auch nach Boden unter den Füßen strampelt, schrieb mir: "O Gabi ooo, ob sie uns wohl mal auf den Grabstein schreiben werden: sie machte aus Scheiße immer das Beste??? Auf Sinub warst du, und jetzt willst du Sinub im Reisebüro verkaufen."

Habe ich in den Jahren in Neuguinea das Dasein eines Luxusweibchens geführt? Ich hatte Zeit für den Mond, den Mond auf Sinub. Jetzt, bei dem Versuch, Sinub zu verkaufen (wo die doch alle nach Mallorca wollen), merke ich: es bleibt so verdammt wenig übrig von dir, für dich, der Abend ist wie nichts verflogen. So vieles bleibt ungedacht, unreflektiert, nicht nach-geföhlt. Es ist, als ob du lernst, wie man am besten verroht.

Aber, was ist, wenn mir nur die Wahl bleibt zwischen geistig-geistlich-seelisch verrohen oder mich im eigenen Saft zu suhlen, alles überbewerten. Jede Fitzelkleinigkeit hin- und herdrehen, und die Zeit in Madang zu verglorifizieren?? Ich weiß nicht - werde ich je wissen? - mir ist es nie gelungen, da einen Mittelweg zu finden. Irgendwie scheint alles, was ich tue, exzessiv zu sein, selbst die Sehnsucht nach Ausgewogenheit.

Jetzt bin ich erpicht, die Dominikanische Republik zu verkaufen, oder wie wär's mit Kuba, na gut, dann wenigstens die Kanarischen Inseln, vielleicht Lanzarote, denn so popelig wollen wir doch nicht sein, wieder nur nach Mallorca zu fliegen?!?.

O Sinub ooo, ich kann dich nicht verkaufen und will dich nicht verkaufen. Sonderpreis, Ausverkauf, Angebot, last minute - es geht nicht, Mallorca paßt besser dafür. Für dich braucht man seine Zeit, wir hatten unsere Zeit miteinander.

Es wird Zeit, daß ich mich aufmache, etwas Neues anfangen.

Gabriele Zimmermann
(Aus "Der Überblick", 4/91)